

Regierungsratswahlen

Baschi Dürr bangt um
seine Wiederwahl. Wie es
dazu kommen konnte.

Seite
6

EIN STAR VERBLASST

ANZEIGE

DER FIGURATIVE POLLOCK

2. Oktober 2016 — 22. Januar 2017
Neubau: St. Alban-Graben 20

kunstmuseum basel

CREDIT SUISSE 



Ganzes Poulet
Poulet entier
Pollo intero

8.9 KG NETTO
8.55 9.50
IMPORT



Ganzes Poulet
Poulet entier
Pollo intero

8.1 KG NETTO
16.45 18.50
IMPORT



Sehen und handeln.

Während die einen immer mehr Poulet essen, werden die anderen in Hunger und Armut getrieben. Denn für den Anbau von Soja als Tierfutter wird grossflächig Regenwald abgebrannt und den Einheimischen ihre Lebensgrundlage geraubt. *Brot für alle* und *Fastenopfer* kämpfen gegen dieses Unrecht. Helfen Sie mit: [sehen-und-handeln.ch](https://www.sehen-und-handeln.ch)



BROT FÜR ALLE FASTENOPFER
In Zusammenarbeit mit «Partner sein»

INHALT

3

Arbeitsmarkt

FOTO: ISTOCK



Viele Angestellte sitzen die Zeit bis zur Pensionierung einfach ab. Eine Tagung von Metrobasel suchte Wege, um ältere Arbeitnehmer länger im Job zu halten.

Seite
20

Starke Schule Baselland

FOTO: A. PREOBJAJENSKI



Mit Halbwahrheiten mischen zwei junge Frauen die Bildungspolitik auf.

Seite
14

Kunsthalle

FOTO: PHILIP HÄNGER



Lynette Yiadom-Boakyas Bilder sind eine kraftvolle Augenweide.

Seite
34

Johannes Willi	S. 4
Bestattungen	S. 22
Kulturflash	S. 37
Kultwerk	S. 39
Zeitmaschine	S. 40
Wochenendlich	S. 41
Kreuzworträtsel	S. 42
Impressum	S. 42

Online-Banking

Ist unser Geld noch sicher? Banken geraten zunehmend ins Visier von Cyberkriminellen – und scheinen gegen die Gefahr aus dem Netz nur unzureichend geschützt.

Seite
30



Christian Degen
Chefredaktor

Showdown am Sonntag

Die Basler Regierungsratswahlen entwickeln sich spannender als erwartet. Am Sonntag kommt es zum Duell zwischen Baschi Dürr und Heidi Mück. Das hätte im August noch kaum jemand erwartet. Diese Entwicklung hat im Wesentlichen zwei Ursachen.

Es standen sich zwei klare Blöcke gegenüber: Links-Grün gegen Rechts-Bürgerlich. Während die Linke schon länger zusammenarbeitet, haben sich die Bürgerlichen erst für diesen Wahlkampf mit einem Vertreter der SVP zusammengetan – was gerade bei den Liberalen nicht nur positiv aufgenommen wurde.

Ihr konsequentes gemeinsames Auftreten hat Spuren hinterlassen – nicht nur die beabsichtigten. Der Zusammenschluss mit Rechts-aussen hat auch die Linke motiviert und den überraschenden Wahlerfolg von Elisabeth Ackermann im ersten Wahlgang erst ermöglicht. Es ging eben weniger um Inhalte als um Abgrenzung vom jeweils anderen Block.

Der zweite Punkt betrifft die Basler Medien. Dieses Jahr haben sie sich so richtig eingemischt. Die TagesWoche hat gemeinsam mit der «bz Basel» über eine professionelle Umfrage die Sorgen der Bevölkerung und die Chancen der Kandidierenden ermittelt und so den Wahlkampf inhaltlich befeuert und die Parteien aufgeschreckt. Auch die Kollegen vom Aeschentplatz haben – wenn auch mit zum Teil fragwürdigen Beiträgen – die Kandidatinnen und Kandidaten unter Druck gesetzt und für Diskussionsstoff gesorgt.

Die Wahlen sind noch nicht vorbei. Selbst der bürgerliche Aufbruch ist nicht vollends gescheitert. Die Wahl von Lorenz Nägelin wäre allerdings eine noch grössere Überraschung als diejenige von Elisabeth Ackermann. Aber seit der Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten ist nichts mehr auszuschliessen.

tageswoche.ch/+ej9x9

×

Johannes Willi

von Karen N. Gerig

Johannes Willi hat den Manor Kunstpreis gewonnen. Nun zeigt er im Kunstmuseum Gegenwart neu geschaffene Werke anderer Künstler.

Zwei klappbare Holzböcke, darüber eine aus Kartonschachteln und Kreppband improvisierte Platte: So sieht Johannes Willis Tisch in seinem temporären Atelier auf dem Dreispitzareal aus. Daneben Papierstapel, ein Antistatikspray, ein Helm, eine Tasse, eine Scheibe Brot und ein Mandarinli. Eigentlich ist dieser Raum ein Schreibatelier, wegen des Teppichbodens nicht für bildende Kunst geeignet. Aber Willi nimmt, was er kriegt – aus allem lässt sich was machen. Wie eben der Tisch.

Johannes Willi ist Künstler. Denken und Ausprobieren treiben ihn an. Und das spontan Improvisierte, das manche Chaos nennen, passt auch zu ihm. Schliesslich kann es auch vorkommen, dass er während einer Party beschliesst, seine Haare radikal abzuschneiden.

Vor wenigen Wochen ist Willi von einer 2,5-monatigen Reise zurückgekehrt. China, Schweden, Palermo, die Karibik, Costa Rica standen auf dem Programm – eitles Nichtstun hingegen nicht. Willi besuchte lokale Künstler. Er tauchte in ihren Kosmos ein, liess sich in ihr Werk einführen, und das Ganze mit einem Zweck: Um deren Kunstwerke neu zu schaffen.

Daran – «Kopien sind es übrigens nicht, sondern meine Interpretationen» – arbeitet er nun in seinem temporären Atelier, rundherum an den Wänden stehen und liegen Werkteile, die beim Erscheinen dieser Zeitung im Kunstmuseum Gegenwart zu sehen sein werden: Er hat den Basler Manor Kunstpreis fürs Jahr 2016 gewonnen. Das bedeutet: 15 000 Franken, eine Ausstellung im Kunstmuseum mit Katalog und reichlich Vernissagehäppchen.

Die Ausstellung trägt den Titel «Free Willi 2». Wir erinnern uns an einen Film mit einem Orca, der denselben Titel trug. Doch mit Säugetieren hat der Künstler Willi nix am Hut, aber «der Name passte halt». Und auch das mit der Freiheit.

Bei seinem «Free Willi» handle es sich um eine Trilogie, klärt er auf. Den ersten Teil konnte man vergangenes Jahr während der «Regionale» in der Kunsthalle sehen. «Ich wollte mich befreien», sagt Willi, und das tat er: Er schuf kein einziges Werk, sondern liess sich von befreundeten Künstlern Werke schenken, die er ausstellte. Teil 3 hat noch kein Datum und kein

Weiterlesen, S. 6



Der starke Mann wankt,
tageswoche.ch/+brg0q



«Fertige Sachen interessieren mich nicht wirklich.» Johannes Willi, Gewinner des Manor Kunstpreises.

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Konzept, aber bereits einen Untertitel: «Die Rettung».

Zuerst aber der zweite Teil. Für den hat er den Raum im Kunstmuseum Gegenwart komplett mit rosa Schaumstoff ausgekleidet: «Er wird so etwas wie der Magen, in dem die Werke verdaut werden.» Die Metapher kommt nicht von ungefähr: Das Eintauchen in die Lebenswelten der anderen Künstler sei für ihn wie Nahrung, erklärt Johannes Willi: «Und wenn wir dabei bleiben wollen: Das Publikum wäre dann das Wasser, das die Verdauung in Gang bringt.»

Klingt verschoben, passt aber zum 33-Jährigen, der Kunst auch als Forschung ansieht. Nicht im wissenschaftlichen Sinne, sondern als Mittel, um alles zu öffnen, um Dinge herauszufinden. «Wo sind die

Grenzen, wo bin ich als Autor, wo sind die anderen?», sagt Willi. «Das sind Fragen, die mich umtreiben.»

«Mein Atelier ist zwischen den Menschen.» Dort saugt Willi auf, was er für seine Projekte braucht.

«Fertige Sachen interessieren mich nicht wirklich», sagt Willi. Das gelte nicht nur für sein künstlerisches Schaffen. Und es erklärt vielleicht auch, warum er so oft unterwegs ist, auch wenn Basel seine Homepage bleibt. Und warum er nun gerade behelfsmässig für drei Monate in einem

Atelier mit Teppichboden hockt. «Ich hatte auch schon mal ein Atelier. Manchmal habe ich das Verlangen danach – aber eigentlich funktioniere ich anders. Mein Atelier ist zwischen den Menschen.» Dort saugt er auf, was er braucht, um seine Kunstprojekte anzupacken.

«Free Willi 3» würde er übrigens am liebsten im Schaulager sehen – «weil das die logische Folge wäre nach der Kunsthalle und dem Kunstmuseum Gegenwart», erklärt er und lacht. Es wäre ihm zuzutrauen, dass er es schafft.

tageswoche.ch/+9v67e

×

«Johannes Willi, Free Willi 2 – Freiheit in Gefahr», Kunstmuseum Basel Gegenwart, 26. Nov. 2016 bis 12. März 2017. Vernissage Freitag, 25. Nov., 19.30 Uhr.

Zum ersten Mal in seiner Karriere hat Baschi Dürr die Kontrolle verloren. Der Freisinnige kämpft um die Wiederwahl und hat dafür seinen Kurs geändert.

DER STARKE MANN WANKT

von Renato Beck und Yen Duong

Mit Baschi Dürr ist etwas passiert, seit er von den Wählern im ersten Durchgang der Regierungswahlen abgestraft worden ist. Er wirkt verunsichert, er zweifelt – er leidet.

Bemerkenswert sein Kotau im Grossen Rat: Baschi Dürr muss Fragen beantworten zur rechtswidrigen Praxis in seinem Departement, Kaderleuten persönliche Dienstwagen zuzuteilen. Er muss erklären, warum die Weisung solange nicht überarbeitet worden ist. Dürr rattert die Antwort runter, spricht ab Blatt, maschinell und

desinteressiert wie üblich. Dann aber hält er inne, um eine persönliche Note anzukündigen. Dürr verlangsamt seine Rede, er will, dass die folgenden Worte und deren Bedeutung verstanden werden: «Wir hätten das schneller abschliessen müssen. Das ist mein Fehler, zu dem stehe ich und ich bedauere dies sehr.»

Baschi Dürr hat die Kontrolle verloren. Zum ersten Mal in seiner Karriere, die bislang nach Plan – nach seinem Plan – verlief. Die öffentliche Entschuldigung ist der Versuch des einstigen Kommunikationsprofis, diese zurückzugewinnen.

Es hat Dürr zu schaffen gemacht, dass wieder und wieder Interna aus seinem

Departement nach aussen drangen. Das ist aus seinem Stab zu hören. Die Ohnmacht, das Ausgeliefertsein, nichts entgegenzusetzen zu können, das sei vernichtend gewesen, heisst es. Dürr will die Deutungshoheit zurück, auch über sein Bild in der Öffentlichkeit. «Es geht ihm nicht gut, er will, dass das Ganze endlich vorbei ist», sagt jemand, der ihm nahesteht.

Balz Stückelberger, Landrat für die FDP im Baselbiet und ein guter Freund Dürrs, sagt: «Baschi Dürr steckt in einer Situation, die man niemandem wünscht: Er ist Heckschützen in seinem Departement mit freiem Zugang zu den Medien ausgeliefert. Klar, dass ihn das fordert.» Das Bild, das



Auf einmal schwach: Baschi Dürr will nur
noch, dass die Wahlen endlich vorbei sind.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

von ihm gezeichnet wird, entspreche nicht der Realität. «Baschi Dürr ist ein pflichtbewusster, fähiger und humorvoller Regierungsrat.»

Dürr hat in den letzten Tagen nicht nur Schwäche eingestanden, etwas, was er kaum einmal zuvor getan hat, er hat auch zu Mitteln gegriffen, die er lange gescheut hat. Dürr wirbt plötzlich offen mit den sinkenden Kriminalitätszahlen in Basel. Er schreibt sich die zuletzt positive Kriminalitätsstatistik in den Leistungsausweis, eine Statistik, die er in der Vergangenheit aus gutem Grund stets relativiert hat: Weil sie Wellenbewegungen unterliegt. Suchen sich Einbrechergruppen aus dem Ausland die Region als Arbeitsort aus, steigt die Verbrechensrate, ohne dass Dürr und seine Polizei daran was ändern können.

Kursänderung für die Wiederwahl

Dürr kämpft um die Wiederwahl, und dafür hat er seinen Kurs geändert. Dafür spricht auch der rigorose Polizeieinsatz gegen eine unbewilligte Party am letzten Wochenende. Von seiner Doktrin, Konflikten im öffentlichen Raum möglichst liberal zu begegnen, ist nichts zu spüren. Und das muss deutlicher ins Gewicht fallen, beurteilt man die Arbeit des Sicherheitsdirektors, als das Versäumnis, eine uralte Regelung zu den Dienstwagen schnell anzupassen.

Dürrs Güterabwägung vor Polizeieinsätzen zwischen den verschiedenen Interessen fällt nicht erst seit der verpassten Wiederwahl eher einseitig aus. Für Privateigentum (Hausbesetzungen), wirtschaftliche Interessen (Messe) und öffentliche Ordnung (unbewilligte Party). Kunstfreiheit, die Freiheit, seine Meinung äussern zu können, Freiräume zu besetzen, verloren unter Dürr an Gewicht. Mit beunruhigenden Folgen, etwa als Polizisten an einer Sans-Papiers-Demo ältere Menschen mit Gummischrot beschossen.

Populismus gehört nicht zu Dürrs Politikkonzept. Lieber versucht er, seine Gegner zu Boden zu argumentieren.

Das hat den FDP-Mann bei der Linken und deren Wählerschaft viel Sympathien gekostet. SP-Grossrätin Tanja Soland, die mit Dürr in der Justiz- und Sicherheitskommission zu tun hat, sagt: «Ich habe den Eindruck, dass die Polizei – etwa bei Demonstrationen – strenger geworden ist und schneller eingreift.» Danach sei die Polizei auch nicht bereit, ihr Vorgehen kri-

tisch zu hinterfragen. «Es fehlt eine Selbstkritik nach sensiblen Einsätzen.»

Mangelnde Fehlerkultur

Man kann das Beispiel der Pappteller-Affäre heranziehen, als die Polizei eine Künstlergruppe auf dem Messeplatz verhaftete und dabei übertrieb. Dürr hat da nie Fehlverhalten eingestanden, wohl auch um sich nicht im Korps unbeliebt zu machen. «Sein Vorgänger Hanspeter Gass hatte weniger Mühe mit Selbstkritik», sagt Soland. Dürr hingegen stehe nach solchen Einsätzen hin und behaupte, alles sei einwandfrei abgelaufen. «Diese mangelnde Fehlerkultur finde ich schwierig.»

Die Weigerung, Fehler einzugestehen, dürfte Teil eines Kalküls sein: Um Erfolg zu haben, musste er die Polizisten hinter sich bringen. Dafür durfte er diese nicht kritisieren, auch wenn es nötig gewesen wäre. Und er musste seine Basis im rechtsbürgerlichen Wählersegment stärken.

Beide Rechnungen sind nicht aufgegangen: Unzufriedene Beamte plaudern, und die bürgerliche Wählerschaft steht nicht ungeteilt hinter ihm.

Darin liegt eine gewisse Tragik. Denn was den Polizeidirektor Baschi Dürr auszeichnet, ist die Abneigung gegen Populismus. Es wäre ein Leichtes für ihn gewesen, diese Karte auszuspielen, sei es bei der Ausländerkriminalität, in der Flüchtlings-

Am Rand des Abgrunds: Indiskretionen aus den eigenen Reihen gefährden Dürrs Wiederwahl.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



krise oder auch im Dossier Fangewalt. Doch Dürr setzt auf Gespräche, er relativiert, bleibt bei den Fakten. Mit populistischen Tönen Erfolg zu haben, gehört nicht zum Politikerkonzept von Dürr. Dieser wollte seine Gegner schon als Grossrat – damals übte er wichtige Auftritte vor dem Spiegel – zu Boden argumentieren.

Im falschesten aller Departemente

Im Sicherheitsdepartement stiess er damit an Grenzen. Der Ort, wo der Staat Gewalt ausübt, ist kein angenehmer für einen Liberalen. Dürr verstand zudem nie, dass er die Kluft zwischen der Polizei und Teilen der Bevölkerung, die in der Natur der Sache liegt, hätte auch persönlich schliessen müssen. Sein Vorgänger Hanspeter Gass, von Haus aus beileibe nicht volksnah, konnte das besser. Als Demonstranten gegen das WEF auf die Strasse gingen, lief Gass nebenher mit. Gass war da, sah, was geschah, und übernahm Verantwortung, wenn etwas schiefging. Dürr fremdelt mit der Strasse: Sie ist ihm zu unberechenbar, zu emotional – unkontrollierbar.

Das ist das Grundproblem des Projekts Baschi Dürr: Er begann seine Regierungsratslaufbahn im falschesten aller Departemente.

Und dort könnte sie auch enden. Seine Exitstrategie, der Wechsel in ein Departement, wo er endlich seine Überzeugungen in die politische Arbeit und die Selbstdarstellung hätte übersetzen können, ist doppelt gescheitert. Aus der bürgerlichen Machtübernahme, die ihm den Gestaltungsspielraum gegeben hätte, ist nichts geworden. Und aus dem Rennen ums Regierungspräsidium nahm er sich nach durchwachter Nacht und einem blamablen ersten Wahlgang selber. Dass er von der Grünen Elisabeth Ackermann distanziert wurde, kam für viele überraschend, auch für ihn selbst, wie er einräumt.

Überehrgeizig und schroff

Denn es findet sich von links bis rechts kaum jemand, der seine fachlichen Qualitäten bestreitet, seinen Fleiss, seine analytischen Fähigkeiten. In der Justiz- und Sicherheitskommission ist er geschätzt, unter den Leuten, die mit ihm zusammenarbeiten beliebt. Dürr hatte allen Grund anzunehmen, er wäre gegenüber Neuling Ackermann im Vorteil.

Leute, die beide gut kennen, waren weniger überrascht vom Ausgang der Wahl. Aus Regierungskreisen heisst es, Dürrs überehrgeizige, unterkühlte Art wirke oft schroff. Fehlende Empathie würde zu Verletzungen beim Gegenüber führen. In der Regierung spiele das keine Rolle, weil da Alphatiere unter sich sind. Ausserhalb des Machtzirkels aber befremde er damit. Dürr war das bislang egal. Er sagt auch heute noch: Er werde sich nicht ändern.

Es könnte passieren, dass Dürrs Unfähigkeit zur Demut ihn seine politische Karriere kostet.

tageswoche.ch/+brg0q

Regierungsratswahlen

Die Berichte der letzten Wochen fand Baschi Dürr «heftig». Er fühlt sich aber von Kader und Mannschaft getragen.

«Man ist halt, wie man ist»

von Yen Duong

Dienstwagen-Affäre und mediales Kesseltreiben, das Regierungspräsidium verpasst und die Wiederwahl als Regierungsrat auf der Kippe. Baschi Dürr über die schwierigsten Wochen seiner Politikerkarriere.

Herr Dürr, haben Sie die Medienberichte der letzten Zeit und das schlechte Resultat im ersten Wahlgang aus dem Konzept gebracht?

Die Berichterstattung war schon heftig, aber man lernt auch, damit umzugehen. Mein Abschneiden im ersten Wahlgang hat mich natürlich enttäuscht, aber ich bin nicht aus allen Wolken gefallen, zumal ich persönlich einen zweiten Wahlgang nie ausgeschlossen hatte.

In Ihrem Departement gibt es offensichtlich Leute, die Ihnen schaden wollen. Haben Sie sich Feinde gemacht – etwa mit der Abschaffung der Arbeitsmarktzulage bei den Polizisten?

(überlegt lange). Es ist schwierig zu sagen, welche Motivationen dahinterstecken, wenn jemand mit Informationen an die Medien gelangt. Zumal im Justiz- und Sicherheitsdepartement 2000 Personen arbeiten. Ich fühle mich grundsätzlich aber gut getragen vom Departement, sei es vom Kader oder von der Mannschaft. Ich erhalte grösstenteils positive Rückmeldungen. Gerade in den letzten Wochen, in denen ich sehr präsent war in den Medien, habe ich von den unterschiedlichsten Hierarchiestufen viel Zuspruch gespürt.

FDP, LDP, SVP und CVP haben Sie bei der jüngsten Berichterstattung über die Dienstwagen-Affäre in Schutz genommen. Vor dem ersten Wahlgang wurden Sie von Ihrer Partei und den Bündnispartnern noch im Stich gelassen. Hat Sie das gestört?

Eine gemeinsame Stellungnahme war damals einfach kein Thema für uns. Ich habe mich auch nie im Stich gelassen gefühlt, im Gegenteil: Viele haben mir den Rücken gestärkt – und zwar die ganze Wahlperiode hindurch.

Verstehen Sie es als Zeichen der Stärke, das alleine durchzustehen?

Nein. Es hat sich einfach nicht so ergeben. Nachdem es Rückmeldungen in der

Partei gegeben hatte, dass man das tun sollte, hat die Parteileitung die Situation nochmals angeschaut und entschieden, anders zu handeln.

Sie gelten als kühle Person. Haben die Leute zu Unrecht Mühe mit Ihnen respektive mit Ihrem Auftreten?

Das ist schwierig zu sagen. Man liest viele Psychogramme über mich in den Zeitungen... Dass ich kühl bin, höre ich selten von Leuten, die mich wirklich kennen. Aber bei anderen komme ich manchmal offenbar so rüber.

«Wir wollen alle nur geliebt werden. Das gilt selbstverständlich auch für Regierungsräte.»

Stört Sie diese Wahrnehmung Ihrer Person?

Die Band Die Prinzen hat mal gesungen: «Wir wollen alle nur geliebt werden.» Das gilt selbstverständlich auch für Regierungsräte. Aber man ist halt so, wie man ist! Aber es bringt nichts, sich künstlich zu verbiegen oder ein anderer sein zu wollen, als man ist.

Was werden Sie ändern, wenn Sie die Wiederwahl schaffen?

Ich habe nicht vor, grundsätzlich etwas anders zu machen. Wir haben viel in Planung und Steuerung, Führung und Unternehmenskultur investiert. Auf diesem Weg machen wir konsequent weiter. Die Arbeit ist nie abgeschlossen.

Warum streichen Sie im aktuellen FDP-Newsletter die sinkende Kriminalitätsrate heraus? Vor dem Wahlkampf haben Sie diese Statistiken stets relativiert.

Es ist eine Tatsache, dass die Kriminalität während meiner Legislatur abgenommen hat. Aber Sie haben recht: Viele Faktoren wirken hier mit. Und darum wäre es falsch zu behaupten, dass dies mein persönliches Verdienst sei. Auch kann die Polizei die Kriminalitätsrate nur bedingt steuern. Dennoch dürfte die Verstärkung der Polizeipräsenz mit ein Grund dafür sein, dass die Kriminalität etwas zurückgegangen ist.

tageswoche.ch/+jet4a

Parkplatzvernichter, Autohasser – Hans-Peter Wessels zieht den Unmut vieler Basler auf sich. Doch der Mann kann mehr als Parkplätze abbauen, wie ein Rückblick in Zahlen zeigt.

Der Hüter der schwierigen Dossiers

von Dominique Spirgi
und Yen Duong

Das Verdikt am Stammtisch einer Basler Tambouren-Clique ist klar. «Der Wessels gehört abgewählt», sagt einer. Er muss nicht lange auf Zustimmung warten: «Unter ihm stirbt die Stadt», sagt ein anderer. Der erste wohnt in Allschwil, der zweite in Binningen; beide klagen, dass sie ihre Autos in der Kleinbasler Altstadt nicht mehr parkieren können. Später poltert auch ein Mitrommler aus Riehen gegen den Bau- und Verkehrsdirektor.

Die Wessels-Kritiker aus Allschwil und Binningen werden auch im zweiten Wahlgang murrende Zuschauer bleiben, während sich jene aus Riehen wahrscheinlich damit werden abfinden müssen, dass die Wählerinnen und Wähler aus der Stadt den Verkehrsdirektor im Amt bestätigen. Wie aus einer Zusammenstellung der «bz Basel» hervorgeht, hätte Wessels in der Stadt das absolute Mehr bereits im ersten Wahlgang geschafft.

Wessels polarisiert. An den zahlreichen Schulhäusern, die unter Wessels neu gebaut oder umfassend saniert wurden, dürfte das nicht liegen. Auch nicht am neuen Erweiterungsbau des Kunstmuseums, am neuen Biozentrum oder am Umbauprojekt des Stadtcasinos.

Als Baudirektor erteilte Wessels in den vergangenen acht Jahren fast 12 000 Baubewilligungen, gewährte rund 200 Gastrobetriebe, liess gegen 1000 neue Bäume pflanzen, weihte 37 Parkanlagen und Kinderspielflächen ein. Soweit ein paar Kennzahlen, die uns von der Medienstelle des Bau- und Verkehrsdepartements zur Verfügung gestellt wurden.

Polarisiert hat Wessels vor allem als Verkehrsdirektor. Dass er – zusammen mit seinem ebenfalls noch nicht wieder-



«Wäre mein Departement in bürgerlicher Hand, dann hätte sich die Lebensqualität in den Wohnquartieren kaum so positiv entwickelt.»

Hans-Peter Wessels

gewählten Kollegen Baschi Dürr – dafür sorgte, dass die Fussgängerzonen in der Basler Innenstadt als quasi letzte in der Schweiz wirklich zu solchen wurden, brachte ihm den Ruf als «fröhlicher Autohasser» (Markus Somm) ein.

Die Parkraumbewirtschaftung und der Abbau von Parkplätzen auf der Allmend verstärkten dieses Feindbild. So war in unseren Kommentarspalten zu lesen: «Er betreibt eine dogmatische Politik. Ein Politiker, welcher den bequemen Bürger umerziehen will, verdient es nicht in eine Regierung gewählt zu werden. Ich bin kein Autofreak und es ist allen klar, dass die Innenstadt autofrei sein muss. Die Wirt-

schaft ist aber auf ein ausgebautes und funktionierendes Strassennetz, inkl. genügend Parkplätze angewiesen. Wessels arbeitet aktiv gegen diese Interessen.»

Der Umstand, dass viele dieser Massnahmen nicht auf Wessels eigenem Mist gewachsen sind, wird oft und gern ausgeblendet. Die umstrittene Einführung von kostenpflichtigen Motorrad-Abstellplätzen in der Innenstadt zum Beispiel geht auf einen Vorstoss im Grossen Rat zurück, der 2009 an die Regierung überwiesen wurde.

Kein Alleinherrscher

Als Mitglied einer siebenköpfigen Regierung konnte Wessels nicht im Alleingang schalten und walten. Und er musste Aufträge erfüllen, die ihm aus dem Grossen Rat oder per Volksabstimmung zugetragen wurden. Etwa der angenommene Gegenvorschlag zur Städteinitiative, der dazu führte, dass eine zehnprozentige Reduktion des Autoverkehrs als Ziel in der Kantonsverfassung verankert wurde.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, was ein bürgerlicher Departementsvorsteher unter dem Strich überhaupt hätte anders machen können. Fragen wir doch Hans-Peter Wessels:

«Unter einem bürgerlichen Departementsvorsteher hätte sich die Lebensqualität in den Wohnquartieren – Stichworte: Verkehrsberuhigung und mehr Grün – kaum so positiv entwickelt. Möglicherweise hätte ein Bürgerlicher auch den Wohnungsbau weniger stark forciert. Zudem hätten wir heute wohl deutlich mehr Stau in Basel, wenn der öffentliche Verkehr und der Veloverkehr nicht so stark gefördert worden wären in den letzten Jahren.»

tageswoche.ch/+sob7k

Wessels in Zahlen

Zahlen des Bau- und Verkehrsdepartements von 2009 bis 2016 unter der Leitung von Hans-Peter Wessels



200
Gastro-
betriebe
genehmigt



2660
Wohnungen
bewilligt



11718
Baugesuche
bewilligt



11
neue
Hochhäuser
bewilligt



6
Kilogramm
zugenommen



2
neue
Hüftgelenke
erhalten



7000
Parkplätze
auf Blau
umgemalt



7
Buvetten
neu bewilligt



46
Einbahn-
strassen fürs
Velo geöffnet



250
Medien-
konferenzen
abgehalten



50
Schulhäuser
sanziert oder
gebaut



1000
neue Bäume
gepflanzt



23
Kilometer neue
Tempo-30-Zonen
eingeführt



40
neue
Begegnungszonen
geschaffen



37
Parkanlagen und
Kinderspielplätze
eingerrichtet

Elisabeth Ackermann steht kurz vor der Wahl zur Regierungspräsidentin. Sie findet, der Wahlkampf habe sie stärker und selbstsicherer gemacht.

«Ich lasse nicht auf mir herumtrampeln»

von Yen Duong

Elisabeth Ackermann ist Beifahrerin im zweiten Wahlgang der Regierungsratswahlen am Sonntag. Für die Grünen geht es nur noch um die Bestätigung. Mit dem Rückzug von Baschi Dürr (FDP) ist die 53-Jährige quasi unangefochten Kandidatin fürs Regierungspräsidium.

Im Interview kann sie sich deshalb schon jetzt über ihre zukünftige Funktion als Sitzungsleiterin des Regierungsrats und Vorsteherin des Präsidialdepartements äussern. Sie betont dabei, dass sie viel Wert auf Loyalität und die Einhaltung von Spielregeln lege.

Elisabeth Ackermann, noch vor dem Wahlsonntag steht bereits fest: Sie sind Basels neue Regierungspräsidentin. Ein komisches Gefühl?

Ein bisschen, zumal ich in einer speziellen Zwischenphase bin: Ich bin bereits

als Regierungsrätin gewählt, aber noch nicht als Präsidentin und befinde mich dafür noch im Wahlkampf.

Wie schon 2008 bei Guy Morin hat Basel erneut keine wirkliche Wahl fürs Regierungspräsidium. Nur Sie und Eric Weber treten an, was ziemlich langweilig ist.

Dieses Mal ist die Situation anders als vor acht Jahren. Damals wurde Guy Morin in stiller Wahl gewählt. Dieses Mal gab es einen ersten Wahlgang – in diesem erzielte ich 3500 Stimmen mehr als mein Kontrahent Baschi Dürr. Das ist ein eindeutiges Ergebnis. Dass ich nun faktisch bereits zur Regierungspräsidentin gewählt bin, hat mit dem Rückzug von Baschi Dürr zu tun, der mich sehr überrascht hat. Aber 3500 Stimmen Vorsprung sind beinahe nicht einzuholen – es ist deshalb verständlich, dass er sich zurückgezogen hat.

Sie waren in den letzten Wochen im Wahlkampf nicht mehr wirklich präsent. Sind Sie froh darüber?

Es ist verständlich, dass sich die Medien auf die Kandidaten konzentrieren, die noch nicht gewählt sind. Dennoch war ich in den vergangenen Wochen viel mit Hans-Peter Wessels und Heidi Mück unterwegs. Das hat Spass gemacht, zumal viele Leute auf mich zukamen und das Gespräch mit mir suchten.

Entgegen allen Erwartungen wurden Sie auf Anhieb in die Regierung gewählt. Ist diese Situation immer noch surreal für Sie?

Es kommt mir manchmal immer noch wie in einem Film vor. Dieses Resultat freut mich unbeschreiblich. Ich wurde auch von vielen Menschen, die ich nicht kenne, darauf angesprochen. Das finde ich toll.

Sie standen monatelang im Wahlkampf. Inwiefern haben Sie sich in dieser Zeit verändert?

Ich glaube, dass ich selbstsicherer und stärker geworden bin. Aber man muss auch einiges einstecken. Das geht nicht spurlos an einem vorbei.

«Ich werde die Sitzungen des Regierungsrats führen, ohne jemals teilgenommen zu haben. Das ist speziell.»

Sie wurden beispielsweise von Martina Bernasconi für Ihre äussere Erscheinung kritisiert. Immer wieder wurden Sie auch als Gitarrenlehrerin abgestempelt. Traf Sie das?

Es gibt Kritik, die mich trifft, und solche, die mich nicht kümmert. Das mit der Gitarrenlehrerin geht an mir vorbei. Denn das bin ich – und darauf bin ich auch stolz. Ich weiss nicht, weshalb ich deshalb angegriffen werde. Es ist klar, dass ich meine Führungserfahrung nicht im Beruf,

ANZEIGE

So 27.11. 11:00 - 10:30 Einführung mit dem Komponisten
«Windkind» - gare des enfants

Mo 28.11. 20:00
«Dialog» - Luca Avanzi, Oboe

Di 29.11. 20:00 - Reihe «Von Zeit zu Zeit»
«Der Ruf des Windes» -
Junghae Lee & Giorgio Tedde

T 061 683 13 13

www.garedunord.ch

GARE DU NORD



Elisabeth Ackermann möchte als Regierungspräsidentin nicht allzu misstrauisch werden.

FOTO: NILS FISCH

sondern in meiner politischen Arbeit gesammelt habe. Dann gibt es Kritik – wie etwa jene für den Kleidungsstil –, die man hinterfragt.

Im Februar 2017 treten Sie Ihr Amt an. Was macht Ihnen am meisten Angst?

Angst ist das falsche Wort, denn hätte ich Angst, hätte ich mich nicht für das Amt beworben. Aber eine grosse Herausforderung wird sicher die Sitzungsleitung der Regierung sein. Ich werde die Sitzungen eines Gremiums führen, ohne jemals daran teilgenommen zu haben. Das ist schon speziell. Ich gehe aber mal davon aus, dass ich gute Unterstützung erhalten werde.

Als Regierungspräsidentin werden Sie permanent im Rampenlicht stehen. Macht Ihnen das keine Mühe?

Ich denke nicht, zumal ich es von meinem Amtsjahr als Grossratspräsidentin gewöhnt bin.

Das ist kein wirklicher Vergleich: Grossratspräsidentin ist man während eines Jahres, Regierungspräsidentin wohl viele Jahre.

Klar, das ist ein Unterschied. Ich blicke dieser Tatsache aber gelassen entgegen, da ich auch auf persönliche Unterstützung und Beratung zählen kann.

Inwiefern werden Sie sich als Regierungspräsidentin von Ihrem Vorgänger Guy Morin unterscheiden?

Wir sind unterschiedliche Personen und gehen sicher anders auf die Men-

schen zu. Ich habe aber immer gesagt, dass ich vieles von seiner Arbeit fortsetzen möchte. Ein paar Sachen werde ich allerdings bestimmt anders machen: So möchte ich die Wiedereinführung der Behindertenfachstelle prüfen und auch eine neue Städtepartnerschaft aufgleisen. Ich werde bei meinem Amtsantritt im Februar sicher das ganze Departement grundsätzlich anschauen, das ist klar.

«Ich finde starke Persönlichkeiten als Chefbeamte sehr gut. Sie müssen aber mir und dem Kanton gegenüber loyal sein.»

Was kann man von Ihnen als Chefin erwarten?

Mir ist der persönliche Kontakt zu meinen künftigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sehr wichtig. Ich lege auch viel Wert auf persönliche Gespräche. Äusserst wichtig ist mir, dass man die Spielregeln einhält, hier bin ich relativ strikt. Ich lasse nicht auf mir herumtrampeln.

In Ihrem künftigen Departement gibt es starke Persönlichkeiten wie den

Kantons- und Stadtentwickler Thomas Kessler, der ab und zu vom Gesamtregierungsrat Kritik einstecken muss. Werden Sie ihn strenger führen als Guy Morin?

Im Prinzip finde ich starke Persönlichkeiten als Chefbeamte in der Verwaltung, die auch mal was sagen und anregen, sehr gut. Es braucht solche Leute. Aber es ist klar: Sie müssen mir, dem Departement und dem Kanton gegenüber loyal sein. Sonst funktioniert es nicht.

Ein solches Amt verändert bestimmt auch. Wie wollen Sie auf keinen Fall werden?

Ich hoffe, dass ich nicht zu misstrauisch werde. Ich kann mir vorstellen, dass diese Gefahr besteht, wenn so viele Menschen auf einen zukommen und man nie wissen kann, was für konkrete Absichten dahinterstecken könnten.

tageswoche.ch/+zlrps

×

Zwei einstige Schülerinnen von Jürg Wiedemann führen das Komitee Starke Schule Baselland. Gegen Bildungsreformen kämpfen sie mit Halbwahrheiten und Ängsten.

Wiedemann schickt seine Schülerinnen in den Kampf

Alina Isler (links) und Saskia Olsson wollen eine Schule, die ist, wie sie war.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



von Jeremias Schulthess

Manchmal vergisst Alina Isler, dass Jürg Wiedemann nicht mehr ihr Lehrer ist. Sie sagt dann «Herr Wiedemann» und lacht im nächsten Moment. «Ich meine natürlich Jürg.» Gemeinsam mit Saskia Olsson vertritt Isler das Komitee Starke Schule Baselland. Im Gespräch mit ihnen ist Wiedemann omnipräsent, und zwar nicht nur, weil wir uns im Privathaus des Landrats und Komiteegründers treffen. Es sind seine ehemaligen Schülerinnen, die jetzt für ihn kämpfen – und seine Argumente wiedergeben.

Wiedemann selbst lehnte die Anfrage der TagesWoche für ein Porträt ab. Mit der Begründung, seine politische Karriere gehe dem Ende zu. Deshalb schickt er Isler und Olsson vor. Sie seien im Komitee «weitgehend federführend».

Die 19-jährige Isler und die 23-jährige Olsson sind es denn auch, die auf die Strasse gehen, Unterschriften sammeln, Pressekonferenzen geben. Und damit die Agenda der Baselbieter Bildungspolitik bestimmen.

Mit einem Ferienjob habe alles angefangen, erzählt Isler: Couverts kleben für Wiedemanns Komitee. Danach habe sie Wiedemann gefragt, ob er einen Job vermitteln könne, worauf dieser Isler kurzerhand im Komitee beschäftigte.

In den Fusstapfen des Lehrers

Das war 2013. Erst einiges später habe sie sich auch mit den Inhalten auseinandergesetzt. Und sie fand: Ihr ehemaliger Lehrer kämpft für die richtige Sache. Also begann Isler, Communiqués zu verschicken und an Medienkonferenzen aufzutreten. Aus Überzeugung, wie sie sagt.

Mit seinen zugespitzten Thesen trifft das Komitee einen Nerv in der Bevölkerung.

Olssons Engagement begann mit dem Auftritt auf einer Medienkonferenz 2011. Das Komitee hiess damals noch Gute Schule Baselland und bekämpfte über-grosse Schulklassen. Olsson war zu dieser Zeit 18 Jahre alt und am Gymnasium. Sie sollte aus Schülerinnensicht beschreiben, warum grosse Schulklassen keinen guten Unterricht gewährleisten. Später bewarb sie sich für eine Stelle im Sekretariat des Komitees. Wiedemann bot Olsson die Stelle als Geschäftsführerin, die sie gleich annahm.

Fortan war sie das neue Gesicht des Komitees. Die «Basler Zeitung» beschrieb sie 2013 als «Der blonde Albtraum des Bildungsdirektors». Seither gibt die Kunstgeschichte-Studentin regelmässig Interviews und weibelt im Kampf gegen den Lehrplan 21.

Sie spricht dabei wie ihr ehemaliger Lehrer, wählt meist dieselben Wörter, und ihre Argumentation hört sich dann so an: Kompetenzorientierung ist Wischiwaschi, mit Sammelfächern werden Lehrer zu Allroundern, das führt zu Bildungsabbau.

Am 5. Juni stimmte die Baselbieter Wahlbevölkerung über zwei Initiativen des Komitees ab und entschied: Sammelfächer soll es in Baselland nicht geben. Ein Teilerfolg für das Team Wiedemann.

Vermischte Zusammenhänge

Doch statt den Erfolg zu geniessen, kündigte das Komitee eine neue Initiative an: Stoffinhalte statt Kompetenzen, so die Forderung. Es ist die zwölfte Initiative in vier Jahren.

Vor drei Wochen reichten Isler und Olsson die benötigten Unterschriften ein. An der Medienorientierung im Liestaler Regierungsgebäude führten sie dann eine Art Best-of ihrer Bildungskritik vor: Lernlandschaften und Kompetenzen sollen weg – wie überhaupt alles, was neu sein soll in der Schule.

Um ihre Argumente stärker zu machen, scheuten Isler und Olsson auch nicht vor Halbwahrheiten zurück. Die Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) habe den Lehrplan 21 «im stillen Kämmerlein entwickelt». Eine einigermaßen eigenwillige Interpretation des Komitees, hat doch die Deutschschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz den neuen Lehrplan über elf Jahre hinweg geplant und erarbeitet, dabei Fachhearings abgehalten und den Lehrplan mehrmals umgeschrieben.

Eine weitere Behauptung, die Olsson an der Medienkonferenz verbreitete, ging so: Im Lehrplan 21 stehe zweimal das Wort Pythagoras. «Aber es steht nicht konkret, dass man die drei Sätze des Pythagoras lernen muss.» Deshalb brauche es ihre Initiative. Ein Blick in den Lehrplan zeigt: Olssons Aussage ist falsch. Im Lehrplan steht ausdrücklich, dass Schülerinnen und Schüler den «Satz des Pythagoras» kennen müssen.

Auch beim Thema Lernlandschaften arbeiten Isler und Olsson mit Halbwahrheiten. Sie projizieren ein Bild an die Wand, das ein Grossraum-Klassenzimmer zeigt. Hier sollen bis zu 70 Schülerinnen und Schüler an abgetrennten Pulten sitzen und für sich alleine lernen, erklärte Olsson. Selbstgesteuertes Lernen – laut dem Komitee eine Horrorvorstellung.

Woher das Bild stammt, konnten sie jedoch nicht sagen («Wir haben es aus dem Internet»). Die Aussage, dass bis zu 70 Schülerinnen und Schüler darin unterrichtet werden, ist nicht richtig. Es gebe zwischen 60 und 70 Arbeitsplätze in einem solchen Lernatelier, sagt Thomas von Felten, der Schulleiter der Prattler Sekundarschule, wo diese Unterrichtsform existiert. Es würden allerdings höchstens 40 Schülerinnen und Schüler gleichzeitig im Raum sitzen.

Das Beispiel zeigt, wie das Komitee Zusammenhänge vermischt. An der Medien-

konferenz wurden Lernlandschaften als Beispiele erwähnt, was mit dem Lehrplan schief laufe. Im Lehrplan 21 steht jedoch kein Wort zu Lernlandschaften. Isler und Olsson beziehen sich auf ein Grundlagenpapier aus dem Jahr 2010, das aber keinen Bezug zum heutigen Lehrplan 21 oder zu Harnos hat.

Wer den Erfolg des Komitees verstehen will, muss Wiedemann und seine Rolle verstehen. Die «Zeit» bezeichnete ihn als «Enfant terrible aus dem Baseltiet», die BaZ schrieb, er habe die «Unberechenbarkeit im Blut». 2014 verglich Wiedemann eine Massnahme der Bildungsdirektion mit «DDR-Arbeitsbrigaden». Und in Interviews spricht Wiedemann gerne von «unsäglichen Reformen» und konstantem «Bildungsabbau».

«Jeder war einmal in der Schule und kann deshalb etwas zum Thema sagen.»

Alina Isler, Starke Schule Baselland

Fakten entstellte er bis ins Unkenntliche. Zum Beispiel wenn er von sich selbst als Harmonisierer spricht, der Baselland mit seinen Initiativen nicht isoliere, sondern an die umliegenden Kantone angleiche. Auch bei der Interpretation der Umfragen, die das Komitee lancierte, dreht Wiedemann so an den Zahlen, bis diese seinen Vorstellungen entsprechen.

Speziell ist sein Verhältnis zur Bildungsdirektorin Monica Gschwind. Der Querulant mischte den Wahlkampf 2014 auf, als er als Landrat der Grünen die freisinnige Gschwind unterstützte. Sein Engagement führte zur Gründung der Splitterpartei «Grüne Unabhängige», die mittlerweile vor dem Aus steht.

Verhandlungsmasse für Gschwind

Das Komitee steht nun im Clinch mit Gschwind, weil es immer neue Initiativen lanciert, obwohl Wiedemann in Gschwinds Marschhalt-Gruppe sitzt und das Komitee alle drei Monate eine Audienz bei der Bildungsdirektorin geniessen. Die «bz Basel» vermutet, Gschwind brauche die Extremposition der Starken Schule taktisch, um mit der SP Kompromisse zu schliessen, die in ihrem Sinn sind.

Das ist eine Erklärung, weshalb das Komitee im Landkanton so viel Gewicht erhält. Eine weitere ist, dass das Komitee mit seinen zugespitzten Thesen einen Nerv in der Bevölkerung trifft.

Isler, die gerade das Gymnasium abgeschlossen hat und Medizin studieren will, sagt: «Jeder war einmal in der Schule und kann deshalb etwas zum Thema sagen.» Für sie ist es ein Vorteil, dass sie beide noch jung sind: «Wir sind näher am Schulleben dran.» So führen Wiedemanns Schülerinnen nun seinen Kampf gegen den Lehrplan fort.

tageswoche.ch/+dsz7u

×



Raum für wertvolle Kontakte: Der Innovationspark soll ähnlich aussehen wie die Samsung-Zentrale.

FOTO: SAMSUNG

Innovationspark

Der Innovationspark hat einen neuen Direktor. Jürgen Allwohn will das Projekt mit dem richtigen Firmen-Mix zum Erfolg führen.

«Wir wollen, dass exklusive Player bei uns einziehen»

von Jeremias Schulthess

Anfang des Jahres klebte noch ein eilig bedrucktes A4-Papier an der Tür. Mittlerweile ist der Innovationspark mit farbigem Logo angeschrieben. Die Hauptzentrale an der Gewerbestrasse in Allschwil ist startklar. Seit dem 1. Oktober mit neuem Direktor. Jürgen Allwohn hat die Aufgabe von seinem Vorgänger André Moeri übernommen. Sein Auftrag: Das noch junge Projekt ausbauen. Denn bisher ist wenig passiert (die TagesWoche berichtete).

Der Ableger des nationalen Swiss Innovation Park soll in Allschwil und Delémont zwei Neubauten erhalten. Der Bund hat eben erst 24 Millionen Franken für die Ableger in Baselland und im Jura gesprochen, davon 18 Millionen als rückzahlbare Darlehen.

Eine «schöne und grosse Herausforderung», findet Jürgen Allwohn. Der 55-jährige Deutsche arbeitete vorher beim Kosmetik-Konzern Wella, bei der Chemiefirma DSM und bei Procter and Gamble, wo unter anderem Rasierklingen und Taschentücher hergestellt werden. Dort habe er «Einblick in die Zusammenarbeit zwischen Start-ups und Industrie» erhalten. Im Innovationspark will er «Kerntechnologien etablieren», um weitere Firmen anzuziehen. Allwohn spricht von einem «Magneteffekt».

Herr Allwohn, wo wollen Sie ansetzen, um den Innovationspark zu stärken?

Wir müssen sehr viel schneller sein in der Realisierung des Parks. Und wir müssen grösser werden. Heute haben wir von unserer Fläche etwa 90 Prozent vermietet. Es braucht also mehr Platz. Wir erhalten sehr viele Anfragen, die wir im Moment ablehnen müssen.

Anfragen von Start-ups?

Ja, und von Forschungsprojekten. Wir erhalten Anfragen von Projekten, die noch in einer frühen Phase sind, also von Pre-Start-ups. Es gibt aber auch Anfragen von reiferen Konstrukten, also von kleineren Firmen.

Wie soll der Innovationspark in fünf oder zehn Jahren aussehen?

Der Park soll dann ein Konglomerat sein, bestehend aus wissenschaftlichen und privatwirtschaftlichen Gruppen. Wir wollen, dass exklusive Player bei uns einziehen. Denn dann ziehen auch weitere Forschungsprojekte oder Start-ups hierher.

Es geht also um den richtigen Mix.

Genau.

Was sind weitere Herausforderungen?

Wir wollen Räumlichkeiten zur Verfügung stellen, in denen die Leute einfacher miteinander in Kontakt kommen. Auch mit Leuten, die beispielsweise nebenan bei Actelion oder Viollier sitzen. So findet ein produktiver Austausch zwischen Forschern und Unternehmern statt.

Wie schafft man das konkret? Indem man nur ein WC in 100 Metern Umkreis zur Verfügung stellt?

So einfach ist es nicht. An diesem Standort stehen uns rund 500 Quadratmeter zur Verfügung. Die wollen wir für einen Prototypen nutzen, um Arbeitsplätze der Zukunft zu bauen. Es soll eine gemischte Umgebung werden: Büros, Labors, Trainingsräume, Begegnungszonen und so weiter. Aufgrund der Kenntnisse, die wir so gewinnen, soll dann das neue Gebäude des Innovationsparks geplant werden.

Das klingt nach Google Campus oder einer Arbeitsumgebung, wie sie Samsung für 300 Millionen Franken im Silicon Valley umsetzt. Dort stehen auch der Kontakt und Austausch unter den Mitarbeitern im Fokus.

So kann man das sehen: Wir bauen in Allschwil ein Stück Google Campus. Allerdings in weit geringeren Dimensionen, natürlich auch finanziell. Die Leute, für die wir eine Infrastruktur bieten, werden wohl in einer frühen Projektphase sein. Ziel soll sein, dass sie in diesem «Future Lab» auf Investoren treffen und vor Ort Verhandlungen führen können.

Früher waren einmal Einzelbüros in Mode, später sogenannte Cubicles und Grossraumbüros. Heute sind es gemischte Arbeitsorte. Ist das jetzt mehr als nur ein Trend? Gibt es vielleicht schon Studien, die den Nutzen solcher Arbeitslandschaften belegen?

Es gibt Beispiele, die zeigen, dass eine solche Arbeitsumgebung sehr gut funktioniert. Etwa in Boston. Wir haben unser Konzept auch an einen Life-Sciences-

Arbeitsort von dort angelehnt. In Europa gibt es das beispielsweise bei Philips in Eindhoven. Was man ebenfalls im Auge behalten muss: Die Leute werden sich nicht länger als sechs Monate oder ein Jahr in diesem Arbeitsumfeld aufhalten. Sie brauchen einen Einzelarbeitsplatz, um vielleicht ihr Konzept oder ihren Businessplan zu erarbeiten. Danach verlassen sie vermutlich das Lab wieder. Für eine spätere Phase stellen wir dann andere Räume zur Verfügung.

Eine Studie der UBS, die den Nutzen von Technologieparks untersucht, kommt zum Schluss: Büroräumlichkeiten sollten nicht vom Staat, sondern von privatwirtschaftlichen Akteuren angeboten werden, weil sonst eine staatliche Abhängigkeit entsteht. Sehen Sie das auch so?

Für eine staatliche Abhängigkeit sehe ich bei uns keine Gefahr. Denn wir wählen Forscher nach thematischen Kriterien aus, nicht nach ökonomischen. Bei uns



«Es hilft den Grossen, wenn wir hier ein Kreativzentrum haben, aus dem innovative Start-ups entstehen können.»

**Jürgen Allwohn,
Direktor Swiss Innovation Park**

zählt, welchen technologischen Background die Leute mitbringen. Was man dazu auch sagen muss: Wir sind daran, den Innovationspark von einem Verein in eine Aktiengesellschaft zu führen. Diese soll ab dem nächsten Jahr aktiv sein. Ein wichtiges Kriterium ist dabei, dass die Privatwirtschaft am Innovationspark partizipiert.

Werden Bund und Kantone die Mehrheit behalten?

Die Kantone werden die Gründer sein. In einem zweiten Schritt wird das Ganze für Wissenschaft und Privatwirtschaft geöffnet. Im Endzustand werden die Kantone in der Minderheit sein – das ist unser Ziel.

Warum muss denn der Staat die Vorfinanzierung leisten?

Es ist nicht zwingend, dass der Staat sich um diese Infrastruktur kümmert. Aber es ist sehr, sehr selten, dass ein privatwirtschaftlicher Akteur so etwas aufzieht. Beim Technologiepark in Eindhoven, den ich erwähnte, war dies bei Philips der Fall. Eine krasse Ausnahme. Bei Technologieparks in der Schweiz waren es immer die Kantone, die die Initiative ergriffen.

Bund und Kantone planen, in den nächsten Jahren fast 50 Millionen Franken den Standorten Allschwil und Delémont zur Verfügung zu stellen; teilweise in Form von Darlehen. Wird sich die Investition für den Steuerzahler lohnen?

Wie sehr sich die Investition lohnt, wird sich nicht daran messen lassen, wie viele Firmen in den Innovationspark gelockt werden und wie viel Steuern diese Unternehmen zahlen. Man muss den Kreis weiter ziehen. Im Umfeld wird mehr geschehen. Zum Beispiel, wenn sich eine Firma mit einer exklusiven Technologie einmietet. Dann ist es relevant für andere Firmen, in der Nähe zu sein.

Ein viel gehörtes Argument: Der Life-Sciences-Cluster brauche auch kleine Start-ups. Inwiefern ist deren Nutzen belegt?

Wenn man heute sieht, wie Wirkstoffe entwickelt werden, dann sehen Sie, dass ein wesentlicher Teil der Forschung von Start-ups getragen wird. Es sind oft die kleinen Firmen, die eine tolle Idee entwickeln und den grossen Playern zur Verfügung stellen – oder gleich von ihnen übernommen werden. Die Big Pharma entwickelt nicht mehr viel von sich aus neu.

Dann braucht es den Innovationspark, um Roche und Novartis hierzubehalten?

Ich weiss nicht, ob man sie damit tatsächlich hält. Aber es hilft den Grossen, wenn wir hier ein Kreativzentrum haben, aus dem innovative Start-ups entstehen können.

tageswoche.ch/+xjiko

×

Innenstadt

Wie Brutschin die Hauptpost retten will

von Matthias Oppliger

Die Nachricht versetzte die bürgerlichen Politiker in Aufregung: Wirtschaftsdirektor Christoph Brutschin (SP) will das unter Denkmalschutz stehende Gebäude der Hauptpost in der Rüdengasse kaufen, um so den Weiterbestand der Poststelle in der Innenstadt sichern zu können. Von SVP bis FDP riefen die bürgerlichen Exponenten, dass es nicht Aufgabe des Staates sei, Unternehmen mit Steuergeldern eine Mietzinsvergünstigung zu spendieren.

Nur: So war Brutschins Vorschlag gar nicht gemeint, den er letzten Samstag anlässlich einer Protestkundgebung für den Erhalt der Hauptpost in einer Rede äusserte. «Ich hatte nie die Absicht, staatliche Mittel einzusetzen, um für die Post die Miete zu senken», sagt Brutschin. Eine solche Subventionierung sei finanzrechtlich problematisch und müsste je nach dem sogar vom Parlament bewilligt werden. «Das wäre nicht sinnvoll und politisch schwer durchsetzbar.»

Ihm sei es vielmehr darum gegangen, so Brutschin, dass der Kanton als Eigentümer der historischen Liegenschaft Hand-

bieten könnte für eine flexible Lösung. So sei es etwa denkbar, die von der Post beanspruchte Fläche zu verkleinern und daneben andere geeignete Nutzungen im prominenten Gebäude unterzubringen. Doch wie ein Sprecher der Post am Montag gegenüber dem «Regionaljournal Basel Baselland» von SRF sagte, sei die Höhe der Miete nicht ausschlaggebend für den Anfang November kommunizierten Entscheid, neben Hunderten anderen Filialen auch die Basler Hauptpost zu schliessen.

Brutschin hat jedoch anderslautende Informationen. «An den Treffen, die wir mit Vertretern der Post hatten, kam zum Ausdruck, dass der Mietzins sehr wohl eine wichtige Rolle spiele», sagt Brutschin. Angesichts der ständig sinkenden Kundenfrequenzen sei es für die Post schwierig geworden, die Miete für die Räume an dieser illustren Lage mitten in der Stadt zu bezahlen.

Service public für die Innenstadt

Deshalb will Brutschin auch an seiner Idee festhalten. «Wir sind im Moment daran, Treffen mit den Beteiligten von der Post und der Hauseigentümerin Axa Winterthur zu organisieren.» Doch ein Kauf sei nur eine von vielen Möglichkeiten, die Hauptpost zu retten. «Wir wollen alles unternehmen, was vernünftig ist, um diesen wichtigen Service public in der Innenstadt zu erhalten», sagt Brutschin. Die Poststelle an der Rüdengasse wird seit 1853 betrieben.

tageswoche.ch/+qpoth

Einsprache der Woche



Dieser Kran sei kein Denkmal

von Jeremias Schulthess

Ein Objekt, das versetzt wird, sei als Denkmal wertlos, schreibt Philippe Ramseyer in seiner Einsprache gegen den Hafenkran, der am Klybeckquai installiert werden soll. Der erfolglose SVP-Grossratskandidat geht davon aus, dass auf dem Kran eine Bar eingerichtet wird. Darum schreibt der Primarlehrer, der im In-selschulhaus unterrichtet: «Wie sollen die Schüler (...) gute Leistungen erbringen, wenn sie nachts nicht schlafen können?» Dumm nur, dass Ramseyer in Bettingen wohnt – denn meist werden nur Einsprachen von Anwohnern berücksichtigt.

tageswoche.ch/+znh5s

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 42-Jährige wohnt in Bern.

Facelifting für Kleinbasler Hauptachse

von Dominique Spirgi

Die Hauptschlagader der Kleinbasler Innenstadt erhält eine Auffrischung. Im Frühling 2017 stehen in der Greifengasse Sanierungsarbeiten der Industriellen Werke Basel (IWB) und der Basler Verkehrsbetriebe (BVB) an. Für das Bau- und Verkehrsdepartement (BVD) ist das eine Gelegenheit, auch etwas für die Ästhetik und die Fussgängerfreundlichkeit zu tun.

Sanierungsbedürftig sind laut einer gemeinsamen Medienmitteilung des BVD und der BVB sowohl der Strassenbelag als auch die Tramgleise und die unterirdischen Leitungen in der Greifengasse. Im Zuge der Sanierungsarbeiten sollen die Trottoirs in der Greifengasse und auf der Mittleren Brücke fussgängerfreundlicher gestaltet werden. Gleichzeitig werden die Trottoirkanten bei der Tramhaltestelle Rheingasse erhöht, um ein stufenloses Ein- und Aussteigen aus den Trams zu ermöglichen.

Platz zum Flanieren

Auf der Mittleren Brücke werden beide Trottoirs um je 40 Zentimeter verbreitert. Und auf den Gehsteigen in der Greifengasse werden Quarzsandsteinplatten verlegt – die gleichen wie bereits im Herbst 2015 in der Gerbergasse. Die Fahrbahn bleibt asphaltiert.

Die Umgestaltung nimmt einiges an Zeit in Anspruch. Der Beginn der Arbeiten ist auf April 2017 angesetzt. Im Sommer wird der Tramverkehr auf dieser wichtigen ÖV-Strecke für acht Wochen ganz stillgelegt. Velofahrer und Fussgänger werden die Mittlere Brücke aber weiter benutzen können.

Die neuen Trottoirbeläge in der Greifengasse sollen in zwei Etappen im Herbst 2017 und im Frühling 2018 verlegt werden.

tageswoche.ch/+dmq32



Christine Sutter trägt als neue Betriebsleiterin die Verantwortung.

FOTO: M. OPLIGER

Cabb

Neustart nach Pannenserie in Pratteln

von Matthias Oppliger

Eigentlich hätte der 23. November für die Cabb ein Feiertag werden sollen. Der deutsche Konzern wollte in Schweizerhalle seine neueste und modernste Produktionsanlage einweihen. Das 55-Millionen-Franken-Projekt sollte in Anwesenheit der lokalen Politprominenz der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Stattdessen musste die eigens aus Deutschland angereiste Führungsriege in einem Konferenzzimmer im Hotel Courtyard Basel in Pratteln vor den Medien zu Kreuze kriechen. Es liess sich nicht länger wegdiskutieren: Die Cabb in Pratteln hat ein Sicherheitsproblem.

Eine unglaubliche Serie von Gas-Austritten und anderen sogenannten «Ereignissen» hat dies deutlich gemacht. Alleine in diesem Jahr ist es zu fünf solchen Vorfällen gekommen, zwei davon im Zusammenhang mit der neuen Elektrolyseanlage. Die Staatsanwaltschaft Baselland hat deswegen bereits eine Strafuntersuchung eröffnet.

Mehr Kontrollen und Investitionen

Dafür hat Cabb-Chef Peter Vanacker Verständnis: «Ich möchte mich im Namen des Unternehmens bei unseren Nachbarn und der Prattler Bevölkerung für die wiederholten Stoffaustritte entschuldigen.» Jeder Vorfall sei einer zu viel, «auch wenn die einzelnen Ereignisse für sich gesehen eigentlich nicht dramatisch waren». Ganz generell habe es im Werk in Pratteln aber an Sicherheitsbewusstsein gemangelt.

Vanacker verspricht deshalb einen «Neuanfang für den Standort Pratteln». Dieser bringt Veränderungen in verschiedenen Bereichen.

Personal: Standortleiter Robert Dahinden muss gehen. Diese Entscheidung sei «im gegenseitigen Einvernehmen» getroffen worden, hält Vanacker fest. Interimistisch übernimmt Konzernleitungsmitglied Thomas Eizenhöfer die Leitung.

Auch der Betriebsleiter der sogenannten Monoanlagen, Dietmar Faber, in dessen Bereich die Vorfälle stattgefunden haben, muss das Unternehmen verlassen. Seine Nachfolgerin Christine Sutter war als Projektleiterin für die neu eingeweihte Elektrolyseanlage zuständig.

Organisation: Im Prattler Werk kümmert sich neben dem Produktionsteam eine Gruppe von Betriebsingenieuren um die Wartung und Überwachung der Anlagen. Sie waren bisher dem Produktionsleiter unterstellt, konnten also nicht vollends unabhängig operieren. Neu stehen sie auf der Hierarchiestufe des Produktionsleiters und berichten direkt an die Standortleitung. Davon verspricht sich das Unternehmen eine «kritischere Betrachtung von Anlagen und Prozessen».

Kontrolle: Eine Sicherheits-Taskforce unter der Leitung des globalen Sicherheits- und Qualitätsbeauftragten Uwe Herfet will die Vorfälle genauestens untersuchen und aufklären. Ausserdem durchleuchtet sie sämtliche Anlagen und Prozesse am Standort Pratteln.

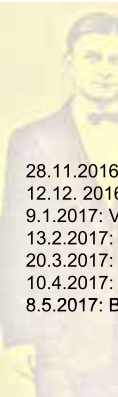
Unterstützt wird die Taskforce bei dieser umfassenden technischen Überprüfung von einer externen Schweizer Engineering-Beratung.

Investitionen: Neben der eben erst eingeweihten Elektrolyseanlage für 55 Millionen Franken versprechen die Cabb-Chefs noch weitere Investitionen. «Wir werden in den nächsten zwei Jahren noch weitere 60 Millionen Franken in diesen Standort investieren», sagte CEO Vanacker.

tageswoche.ch/+pzi7a

×

ANZEIGE



Jazz im Parterre

frischer jazz aus Basel
montags Live im Parterre

28.11.2016: Ships on Neptune
12.12. 2016: Gschwind-Vallon-Gisler-Strüby
9.1.2017: Vein
13.2.2017: Yumi Ito Trio
20.3.2017: Mimon
10.4.2017: Johannes Maikranz Sextett
8.5.2017: Bodo Maier Brazil Quartet

www.jazzkollektivbasel.ch

Warum hält es viele in der Schweiz nicht lange im Job, obwohl das nötig wäre? Viel Wille zur Veränderung war an einer Tagung zum Thema «Aging und Arbeitswelt» nicht zu spüren.

Wir würden schon gern länger arbeiten, aber ...

von Gabriel Brönnimann

Letzten Freitag wurde am Basel Economic Forum (BEF) eine Studie des Basler Think-Tanks Metrobasel mit dem Titel «Aging Workforce: Das Potenzial erkennen und mobilisieren» veröffentlicht. Die Frage, wie man ältere Angestellte länger im Arbeitsprozess halten kann, beschäftigt Gesellschaft, Forschung, Politik und Wirtschaft gleichermaßen.

Warum das so ist, brachte Metrobasel-Direktorin Regula Ruetz bei der Eröffnung des BEF auf den Punkt: Die Gesellschaft der Industrieländer, auch der Schweiz, werde in den nächsten zehn Jahren «massiv altern». Schon heute würden mehr Menschen aus dem Arbeitsprozess austreten, als Junge (Zuwanderung ausgenommen) eintreten. Woher sollen die nötigen Fachkräfte kommen, wenn auch die umliegenden Industrienationen überaltern? Ruetz rechnete vor, dass bald allein im Schweizer Gesundheitswesen 85 000 Fachkräfte fehlen werden.

Junge Zentren, alte Peripherie

Es täten sich darum, so Ruetz, viele Fragen auf – etwa auch, welche fiskalischen oder regulatorischen Anpassungen es vonseiten der Politik brauche. Dazu ganz allgemein, wie und welche Anreize es brauche, «damit das vorhandene Wissen und die Erfahrung älterer Mitarbeiter den Unternehmen erhalten bleibt».

Bemerkenswert die wissenschaftlichen BEF-Vorträge: Auch in Deutschland (Medianalter der Bevölkerung 2013: 44,5 Jahre)

werde die Bevölkerung schnell und «massiv» älter, sagte Joachim Möller, Direktor des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) der Bundesagentur für Arbeit. Das habe weitreichendere Folgen als «mehr Rollatoren, mehr Medikamente, weniger Surfbretter». Vielmehr werde sich die Bevölkerungsstruktur landesweit verändern: Junge ziehen in die Zentren, während ländliche Gebiete überaltern. «Solche Effekte wird es in der Schweiz auch geben: Metropolen wie Basel werden Zuwanderungseffekte haben, während das für ländliche Regionen nicht gilt.»

Die Botschaft des Wirtschaftswissenschaftlers war trotz Besorgnis erregender Ausgangslage eine hoffnungsvolle. Alles könne gut kommen, wenn die Politik die richtigen Weichenstellungen vornehme. «Die Alterung ist nicht aufhaltbar, aber der gesellschaftliche Wandel ist gestaltbar», lautete Möllers Kernbotschaft. «Wir haben die politischen Instrumente», so Möller, um – «im Zusammenspiel mit den Sozialpartnern» und «mit konzertierten Aktionen zwischen den Unternehmen» – ideale Bedingungen zu schaffen.

Besser als den Deutschen und Schweizern gehe es älteren Schweden, führte Dirk Hofäcker vom Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik der Universität Duisburg-Essen in seinem Vortrag aus. Der Soziologe und Volkswirtschaftler konnte anhand eines Ländervergleichs zwischen Deutschland, Estland, Österreich und Schweden vier unterschiedliche Situationen aufzeigen – wobei die Situation in der Schweiz am ehesten mit der in Deutschland zu vergleichen sei.

Die aufgezeigten Unterschiede enthielten politischen Sprengstoff: So konnte Hofäcker zeigen, dass zwar in allen Ländern die Zahl der Erwerbstätigen in der Gruppe der 60- bis 64-Jährigen zwischen 2000 und 2014 anstieg. Trotz der (je nach Land unterschiedlich stark) erhöhten Teilnahme der Älteren am Arbeitsmarkt wurden laut Hofäcker aber neue soziale Ungleichheiten geschaffen.

Schweden arbeiten freiwillig länger

In Deutschland hat sich die Quote der Erwerbstätigen unter den 60- bis 64-Jährigen zwischen 2000 und 2014 mehr als verdoppelt, sie stieg von 27,7 auf 59,4 Prozent. Allerdings zeige sich in Deutschland, wie Hofäcker erklärte, dass Arbeitende mit tiefem oder mittlerem Bildungsabschluss aus finanziellen Gründen über das Ruhestandsalter hinaus weiterarbeiten – nur die Menschen mit höherem Bildungsabschluss arbeiten, weil sie es wollen. Von den untersuchten Ländern zeigt einzig das Beispiel Schweden ein völlig anderes Bild. Schweden bietet zwar einerseits wenig finanzielle Anreize für eine Frührente – dafür aber eine verordnete, dauernde Weiterbildung sowie gezielte staatliche Förderung und diverse Programme für die Beschäftigung älterer Arbeitnehmender. Das Resultat: ein Beschäftigungsgrad der Gruppe der 60- bis 64-Jährigen von fast 70 Prozent. Und bei der Angabe von Gründen für die Arbeit über das Ruhestandsalter hinaus zeigt sich in Schweden bei allen Bildungsschichten: Nur eine Minderheit arbeitet aus

weiter auf Seite 23 ►



Bei der Beschäftigung der Über-50-Jährigen steht die Schweiz im Vergleich gut da. Aber wir gehen zu früh in Pension.

FOTO: ISTOCK

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Däppen, Johannes, von Burgistein/BE, 25.02.1926–19.11.2016, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Schiess-Jaun, Hedwig, von Herisau/AR, 20.07.1926–16.11.2016, Heuwinkelstr. 9, Allschwil, wurde bestattet.

Basel

Bader-Flückiger, Lotti Helene, von Basel, 20.08.1925–12.11.2016, Knöringerstr. 7, Basel, Beisetzung: Freitag, 25.11., 13.40 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Bartholet-Bürcher, Ursula Ingeborg, von Flums/SG, 04.10.1935–09.11.2016, Solothurnerstr. 62, Basel, wurde bestattet.

Brehm-Lorenzetti, Linda, von Lupfig/AG, 08.08.1922–16.10.2016, St. Alban-Vorstadt 85, Basel, wurde bestattet.

Burckhardt, Peter Bartholomäus, von Basel/BS, 05.04.1927–07.11.2016, Rittergasse 29, Basel, wurde bestattet.

Cambria, Fortunato, von Basel/BS, 21.04.1943–17.11.2016, Kleinhünigerstr. 57, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Cumin-Cueny, Irma, von Basel/BS, 28.01.1924–11.11.2016, Redingstr. 22, Basel, wurde bestattet.

Degen-Spies, Peter, von Basel/BS, Oberwil/BL, 08.08.1924–18.11.2016, Paradieshofstr. 44, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Geissmann, Ursula Ida, von Hägglingen/AG, 19.06.1958–15.11.2016, Martinsgasse 12, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 06.12., 14.30 Uhr, Peterskirche.

Häberli-Spitteler, Rodolfo, von Münchenbuchsee/BE, 08.10.1932–19.11.2016, Pfluggässlein 1, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Heiniger-Graf, Heinz, von Eriswil/BE, 24.06.1940–17.11.2016, In den Klosterreben 15, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Huser-Reimann, Adam, von Sarnen/OW, 07.08.1923–10.11.2016, Näfelserstr. 16, Basel, wurde bestattet.

Ingold, René, von Bettenhausen/BE, 11.01.1942–01.11.2016, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Krüsi, Conrad Raphael, von Basel/BS, 09.07.1934–17.11.2016, Käferholzstr. 108, Basel, wurde bestattet.

Moser-Bigler, Heidi, von Zwiesselberg/BE, 14.05.1927–14.11.2016, Kohlenberggasse 20, Basel, wurde bestattet.

Müller, Marie, von Basel, 30.05.1930–16.11.2016, Sperrstr. 100, Basel, wurde bestattet.

Ruccolo-Fischer, Nicola, von Basel/BS, 24.11.1936–11.11.2016, Lehenmattstr. 282, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Schmidlin-Vögtlin, Walter, von Blauen/BL, 22.10.1928–09.11.2016, Duggingerhof 15, Basel, wurde bestattet.

Schori-Brand, Rosa, von Radelfingen/BE, 31.10.1924–14.11.2016, St. Jakobs-Str. 201, Basel, Trauerfeier: Freitag, 25.11., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Tanner-Milenkovic, Samuel, von Wolfthalen/AR, 18.12.1936–10.11.2016, Mittlere Str. 138, Basel, Trauerfeier: Freitag, 25.11., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Tiefenthal-Berger, Hélène, von Basel und Tiefencastel/GR, 06.06.1962–12.11.2016, Reinacherstr. 48, Basel, wurde bestattet.

Muttenz

Keller-Fricker, Erika Elsa, von Muttenz/BL, Homburg/TG, 22.07.1927–24.09.2016, Rothbergstr. 21, Muttenz, Urnenbeisetzung: Freitag, 25.11.,

14.00 Uhr, Friedhof Muttenz.

Maurer-Meier, Ulrich Friedrich, von Muttenz/BL, Basel/BS, Zollikofen/BE, 26.04.1943–13.11.2016, Im Apfhalter 130, Muttenz, wurde bestattet.

Ormingen

Mangold-Völlmin, Martha, von Hemmiken/BL, 24.05.1921–21.11.2016, Hauptstr. 165, Zentrum Ergolz, Ormingen, Abdankungsfeier: Donnerstag, 01.12., 14.30 Uhr in der Kirche Ormingen.

Pratteln

Ferrari-Civetta, Francesca, aus Italien, 14.06.1925–16.11.2016, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, Abdankung: Freitag, 25.11., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Hess, Hans, von Walterswil/BE, 08.01.1933–16.11.2016, St. Jakobstr. 77, Pratteln, Abdankung: Donnerstag, 01.12., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Meyer, Paul, von Rüdlingen/SH, 01.03.1940–18.11.2016, Sodackerstr. 40, Pratteln, Urnenbeisetzung im engsten Kreis.

Ottiger-Bienz, Marie Agatha, von Wolhusen/LU, 27.06.1925–14.11.2016, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, wurde bestattet.

Pineiro Torres, José Angel, aus Spanien, 18.09.1969–10.11.2016, Zweiengasse 8, Pratteln, Abdankung: Mittwoch, 30.11., 16.00 Uhr, Kirche St. Josef, Rheinfelden.

Zanetti-Schneggenburger, Anna Maria, von Poschiavo/GR, 30.11.1930–15.11.2016, Oberemattstr. 55, Pratteln, wurde bestattet.

Reinach

Bayer-Ganzer, Hilde, aus Deutschland, 25.02.1934–11.11.2016, Stockackerstr. 16, Reinach, Trauerfeier: Montag, 28.11., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Haefely, Eric, von Mümliswil-Ramiswil/SO, 20.03.1964–16.11.2016, Unterer Rebbergweg 125, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Vogel-Corazza, Edvige, von Aesch/BL, 23.07.1922–17.11.2016, Aumattstr. 79, Reinach, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Weishaupt-Gubser, Lydia, von Reinach/BL, Appenzell/AI, 20.05.1929–07.11.2016, Austr. 1, Reinach, wurde beigesetzt.

Riehen

Flocken-Fasoli, Norma, von Riehen/BS, 01.08.1928–09.11.2016, Inzlingerstr. 230, Riehen, wurde bestattet.

Hungerbühler-Notter, Margareta Maria, von Riehen/BS, 15.08.1930–18.11.2016, Inzlingerstr. 50, Riehen, Trauerfeier: Dienstag, 29.11., 15.00 Uhr, Alters- und Pflegeheim Wendelin, Inzlingerstr. 50.

Indlekofer-Kölle, Berta Theresia, von Basel/BS, 09.08.1919–19.11.2016, Garbenstr. 29, Riehen, wurde bestattet.

Marzetta-Dierks, Bernardo, von Basel/BS, 02.02.1930–14.11.2016, Sandreuterweg 12, Riehen, wurde bestattet.

Rehm, Maria Christiana, von Riehen/BS, 09.10.1962–16.11.2016, Hungerbachweg 61, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

► finanziellen Gründen weiter. Die alten Schweden arbeiten grossmehrheitlich über das Pensionsalter hinaus, weil sie es können – und weil sie es wollen.

Was Hofäcker damit aufzeigte, ist, dass staatliche Regulierungsmassnahmen zum Umgang und zur Förderung von älteren Arbeitnehmern nicht etwa zu mehr Unfreiheit, sondern zu grösserer Freiheit für die individuellen Arbeitnehmer führen, bei gleichzeitig höchstem Beschäftigungsgrad aller untersuchten Länder.

Bei gering Gebildeten ist die Wahrscheinlichkeit am höchsten, dass sie über das Rentenalter hinaus arbeiten – und das nicht freiwillig.

Hingegen sehe man in Deutschland – «und das lässt sich wohl durchaus auf die Schweiz übertragen», so Hofäcker – «qualitativ noch Defizite: Personen mit geringer Bildung drohen abgehängt zu werden», und nach wie vor verblieben «deutliche Ungleichheiten im Ruhestandsübergang respektive in der Notwendigkeit einer Weiterarbeit bis zum Ruhestandsalter oder darüber hinaus».

Dieses Problem konstatierte Hofäcker in der abschliessenden Diskussion verstärkt im Bezug auf die Schweiz. Er sagte, die vergleichsweise hohe Erwerbsquote älterer Schweizer sei zwar auf die Ansätze zur Privatisierung des Rentensystems zurückzuführen – «was dann aber genau zu dem Problem geführt hat, was wir auch gesehen haben», nämlich dass auch in der Schweiz mehr und mehr Leute nicht ausreichend versichert seien, sodass sie «gezwungenermassen über das Rentenalter hinaus arbeiten. Wir sehen in der Schweiz tatsächlich, dass bei den gering Gebildeten die grösste Wahrscheinlichkeit zur Weiterarbeit erkennbar ist – aber bei den gering Gebildeten ist auch die grösste Wahrscheinlichkeit zu erkennen, dass sie unfreiwillig weiterarbeiten.»

Auf die Frage, ob die geplante Senkung des Umwandlungssatzes in den Schweizer Pensionskassen – mit entsprechend tieferen Renten – zur Folge hätte, dass mehr Menschen aus finanziellen Überlegungen länger arbeiten werden, sagte Hofäcker: «Ja: Nach dem, was unsere Modelle zeigen, ist das tatsächlich ein zentraler Punkt.» Doch wie das Beispiel Schweden zeige, müsse das nicht so sein: «Die Herausforderung ist es, das politisch so zu gestalten, dass das Arbeiten nicht zu einer erzwungenen Pflicht wird, sondern mit den eigenen Qualifikationen und guten Arbeitsbedingungen im Einklang steht.»

Er selbst sei überrascht gewesen vom Ausmass der Unterschiede zwischen den untersuchten Ländern, sagte Hofäcker zur

TagesWoche. «Eine Teilliberalisierung des Rentensystems ist unumgänglich», sagte er weiter, «aber meiner Ansicht nach ist es zentral, dass die sozialen Faktoren berücksichtigt werden», sprich, dass Weiterarbeit kein Müssen, sondern ein Dürfen ist. Dafür gebe es laut diverser Studien auch wirtschaftliche Gründe.

Das bisher Gehörte wurde durch die Erkenntnisse der Studie des Think-Tanks Metrobasel «Aging Workforce: Das Potenzial erkennen und mobilisieren» untermauert. Studien-Mitverfasserin Dr. Monika Engler von der HTW Chur trug einige der wesentlichen Erkenntnisse vor.

Grundlage der Studie bildet eine breite Befragung von Angestellten und Vorgesetzten der Schweizer Unternehmen Novartis und SBB. Sowohl die Mitarbeiter als auch die Vorgesetzten beantworteten Fragen zu Themen wie Motivation, Sinnhaftigkeit, Weiterbildung, Image, monetären Anreizen, Leistungsbereitschaft, Arbeitsbedingungen, Mitarbeiterförderung, Weiterbildung, der Einstellung gegenüber älteren Mitarbeitenden und weitere mehr.

Die Resultate machen nachdenklich: In der Schweiz sind schon 33 Prozent der 30- bis 39-jährigen Befragten wenig zuversichtlich, dass sie ausserhalb der derzeitigen Firma rasch eine neue Arbeitsstelle finden würden. Bei den 50- bis 59-Jährigen denken 73 Prozent, kaum eine Chance auf eine neue Stelle zu haben. Gleichzeitig schätzen ältere Arbeitnehmer ihre Kompetenzen und ihre Leistungsfähigkeit – wie die jüngeren – als hoch ein.

Eigeninitiative ist zentral

Laut der Studie plant über die Hälfte der über 50-Jährigen eine vorzeitige Pensionierung – auch das stimmt wenig Hoffnungsvoll für das Vorhaben, Fachkräfte länger im Arbeitsprozess zu halten. Nur: Von diesen 50 Prozent schliessen «nur 20 Prozent einen längeren Verbleib gänzlich aus», heisst es in der Studie weiter. Zudem zeigt die Studie, dass fast neun von zehn der Angestellten, die bis zum Erreichen des AHV-Alters arbeiten wollen, grundsätzlich offen sind gegenüber der Vorstellung, darüber hinaus weiterzuarbeiten – wenn die Bedingungen stimmen.

Eben: Die Bedingungen müssten stimmen – und die lassen sich laut Studie mit den drei Schlagworten «mehr Selbstbestimmung», «unverändert interessante Inhalte» sowie «Wertschätzung» beschreiben. So liege der Schlüssel zur längeren Erwerbstätigkeit, wie es die Studie formuliert, in der «Eigeninitiative der Mitarbeitenden». Eigeninitiative, wie sie hier gemeint ist, bedeutet, Einflussnahme auf Inhalt und Ausführung des Berufs: «Job Crafting», die Einflussnahme auf die persönliche Arbeitssituation. Die Eigeninitiative, so die Studie, sei «der zentrale Ansatzpunkt», denn: «Mitarbeitende, die aktiv Einfluss auf die Arbeitsinhalte und -umgebung nehmen, bleiben insgesamt länger im Erwerbsprozess. Um das Potenzial der älteren Arbeitskräfte zu nutzen, ist dem in-

neren Antrieb und der Eigeninitiative deshalb grosse Beachtung zu schenken.»

Die konkreten Massnahmen, die die Untersuchung vorschlägt, betreffen rein innerbetriebliche Bereiche. Im Zentrum stehen dabei die älteren Mitarbeitenden selbst, die «eine aktive Rolle in der Gestaltung ihrer Arbeitsinhalte, Arbeitsbeziehungen und Arbeitserfahrungen wahrnehmen, sodass die Arbeit besser auf ihre Fähigkeiten, Interessen und Bedürfnisse abgestimmt wird».

Die politischen Vertreter am BEF signalisierten vor allem eins: Es sei womöglich alles nicht so schlimm. Regierungsrat Thomas Weber (SVP), Vorsteher der Volkswirtschafts- und Gesundheitsdirektion des Kantons Basel-Landschaft –, eines Kantons, dem eine massive Überalterung bevorsteht – betonte, in der Gruppe 50plus sei die Arbeitslosigkeit tiefer als bei der Gesamtbevölkerung, was einem langjährigen Trend entspreche.

Die Arbeitslosigkeit sei aber, wenn sie eintreffe, im Schnitt von längerer Dauer. Dafür gebe es aber «sehr unterschiedliche Gründe», etwa die von «langjährigen Laufbahnen ohne Weiterentwicklung» – Gründe können laut Weber aber «auch fehlende Offenheit, mangelnde Flexibilität oder auch Gesundheit» sein.

Die Empfehlungen der OECD-Studie zu Alter und Beschäftigung in der Schweiz würden schon «weitgehend umgesetzt», so Weber, der darauf mehrere im Kanton Basel-Landschaft laufende Programme aufzählte: Die Einarbeitungszuschüsse (Stellensuchende, die eine spezifische Einarbeitung in ein Fachgebiet benötigen, können Zuschüsse vom RAV erhalten), das Programm Tandem 50 plus, finanziert durch den Bund, das es im Baselbiet seit Oktober 2015 gibt, das Beratungsangebot Chance 45 plus respektive Chance 55 plus der kantonalen Arbeitsmarktbeförderung sowie weitere Workshops und Beratungen von RAV und RAV plus.

Für den Leiter des Seco ist der Strukturwandel eine Naturgewalt, die eine Volkswirtschaft nicht beeinflussen kann.

Auch Boris Zürcher, Leiter der Direktion für Arbeit beim Staatssekretariat für Wirtschaft Seco, betonte, die Schweiz schneide im OECD-Vergleich überdurchschnittlich gut ab, was den Beschäftigungsgrad der Über-50-Jährigen betreffe. Zudem werde das inländische Potenzial von 50 plus immer besser ausgeschöpft: Zwischen 2010 und 2015 seien in dieser Gruppe rund 40 000 Vollzeitäquivalente dazugekommen.

Sind demnach die Sorgen von 50 plus bezüglich des Arbeitsmarkts nur Einbildung und Gefühl, und es gibt gar kein Pro-



Vor allem hochqualifizierte Angestellte arbeiten freiwillig länger.

FOTO: ISTOCK

blem? Zürcher: «Wenn die objektiven Fakten sagen: Es gibt kein Problem, dann heisst das noch lange nicht, dass es kein Problem ist, das wissen die Politiker. Wenn die Leute das Gefühl haben, das sei ein Problem – womit ich noch lange nicht sagen will, dass es keins sei, dass ich richtig verstanden werde –, und wenn das Gefühl eben dominiert, dann ist es eben ein Problem. Und dann ist die Politik auch gefordert, etwas zu tun», sagte der Leiter der Direktion für Arbeit.

Aber was soll die Politik tun? Vor allem, wenn es kein Problem ist, das eben aus angeblich nur gefühlten Gründen doch eins ist? «Das Geheimnis unseres Erfolges liegt vor allem darin, dass wir in der Schweiz immer wieder den Strukturwandel mitgemacht und angenommen haben», dozierte Zürcher. Den müsse man als kleines Land mitmachen – und zudem sei auch die Bereitschaft, «den Strukturwandel willkommen zu heissen», sehr hoch. Allein schon aufgrund der Institutionen der Schweiz sei es «nicht möglich, dass eine Gruppe den technischen und wirtschaftlichen Strukturwandel dauerhaft aufhalten kann».

Marktmechanismen laufen von allein

Der «Strukturwandel» – oder was immer den Menschen eingebildete Sorgen macht oder eben nicht – ist nach Zürchers Sicht der Dinge eine Art Naturgewalt, auf die keine noch so erfolgreiche Volkswirtschaft einen Einfluss hat. Man kann sich nur besser oder schlechter auf ihn einstellen (etwa, indem man viel für Bildung ausgibt, was in einer Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft unabdingbar sei).

In der Diskussion wurde Zürcher noch deutlicher, wie er seine Aufgabe sieht: «Als Wirtschaftsminister ist man eigentlich angestellt, um nichts zu machen, die Marktmechanismen laufen von selbst», flachste er. Und fügte, nicht ohne Widerspruch, an: «Aber das ist nicht der Punkt: Es gibt Massnahmen, und die sind erfolgreich. Bei den Älteren gibt es Potenziale.» So gebe es durchaus noch «ein paar 100 000 Leute, die keine nach-obligatorische Bildung haben, da kann man sicher noch etwas machen». Auf Zuwanderung werde die Schweiz mit ihren international ausgerichteten Unternehmen aber so oder so angewiesen bleiben.

Novartis will auch älteren Bewerbern eine Chance geben.

Und sollte einer der anwesenden Wirtschaftskapitäne den Vertreter des Schweizer Staates noch nicht verstanden haben, fügte Zürcher an: «Man muss die Rollenverteilung zwischen Staat und Wirtschaft in dieser Frage genau ausdifferenzieren. Der Staat sollte in erster Linie gute Rahmenbedingungen machen und nicht negative Erwerbsanreize setzen, sei es über steuerliche Sachen oder Regulierungen. Das ist die Hauptaufgabe.»

Der Kontrast zum wissenschaftlich belegten Votum «der gesellschaftliche Wandel ist gestaltbar» von Joachim Möller von der Bundesagentur für Arbeit in Deutschland und Boris Zürchers Vortrag am Nachmittag hätte nicht grösser sein

können. Darauf eingegangen wurde am BEF allerdings nicht. Dem Zuhörer blieb nur das Fazit, dass von der Schweizer Politik – jedenfalls, wenn es nach dem Seco oder der Baselpolier Volkswirtschaftsdirektion geht – kaum Schritte zu erwarten sind, die Schweiz Richtung schwedisches Paradies für ältere Arbeitnehmer hin zu entwickeln.

Muskel oder verlängerter Rücken?

Immerhin scheint die Metrobasel-Studie bei den beteiligten Unternehmen konkrete Schritte auszulösen. Jedenfalls sagte Dr. Thomas Bösch, Human-Resources-Chef von Novartis Schweiz, die Studie helfe, das Problem anzugehen. Schliesslich spüre auch Novartis den drohenden Fachkräftemangel.

Bösch sagte, es gebe in Betrieben nach wie vor das Vorurteil «jung und dynamisch» – doch würde bei Novartis seit einigen Jahren «viel stärker differenziert» beim Anstellungsprozess, neue Rollen würden definiert, und ältere Bewerberinnen und Bewerber nicht von vornherein ausgeschlossen. Es habe sich bei den «Anforderungsprofilen» bei zu besetzenden Stellen jedenfalls viel getan. Es sei, und auch das habe die Studie ja gezeigt, ein dauernder Prozess, den es zu begleiten gelte: Mitarbeiter wollten mit zunehmendem Alter nicht zur Last, also im übertragenem Sinne zum «Fett» am Körper des Unternehmens werden, sondern zum stützenden «Muskel»: «Als Unternehmen haben wir grossen Einfluss darauf, ob sich jemand als Muskel oder verlängerter Rücken fühlt. Da müssen wir ansetzen.»

tageswoche.ch/+v770v

×

Monika Engler, Co-Autorin der Metrobasel-Studie, über die Herausforderung, Angestellte länger bei der Arbeit zu halten.

«Man sollte den Leuten die Angst vor dem Stellenverlust nehmen»

von Gabriel Brönnimann

Monika Engler, Dozentin an der HTW Chur, hat für die Metrobasel-Studie «Aging Workforce: Das Potenzial erkennen und mobilisieren» 2837 Mitarbeitende von SBB und Novartis befragt. Im Gespräch erklärt die Volkswirtschaftlerin Unterschiede zwischen Hochqualifizierten und wenig Gebildeten und legt dar, wie der Begriff «Eigenverantwortung» nicht nur als politisches Schlagwort verstanden werden kann.

Frau Engler, Sie haben sowohl Vorgesetzte als auch Mitarbeitende befragt. Gab es zwischen den beiden Gruppen auffällige Differenzen beim Thema Alter und Arbeitswelt?

Grundsätzlich gehen beide Gruppen in die gleiche Richtung, aber man sieht Wahrnehmungsunterschiede. Wenn es um das Thema Förderung und Weiterbildung geht, gehen die Mitarbeitenden davon aus, dass weniger gefördert wird, dass weniger Möglichkeiten zur Weiterentwicklung bestehen. Dieses Problembewusstsein ist bei Führungskräften weniger vorhanden: Sie haben das Gefühl, alle Mitarbeiter würden gleich ermutigt, sich weiterzubilden und weiterzuentwickeln.

Und sonst?

Man sieht auch Unterschiede in der Vorstellung, wie das Potenzial älterer Mitarbeitender ausgeschöpft werden kann. Die Studie zeigt, dass der Arbeitsinhalt für Mitarbeitende zentral ist: Die Arbeit muss interessant sein, sie muss zu den Fähigkeiten passen – dann sind die Angestellten bereit, länger im Betrieb zu bleiben. Die Vorgesetzten zeigen da weniger Bereitschaft, offen auf Mitarbeitende zuzugehen, mit Aufgabenstellungen und Prozessen, die diesen Bedürfnissen entsprechen. Sie setzen eher auf Massnahmen wie Altersdurchmischung und hoffen, dass sich das Potenzial selber ausschöpft.

Die Studie zeigt auch, dass das Geld für viele nicht zentral ist für den Entscheid, weiterzuarbeiten oder nicht. Hat Sie das überrascht?

Nein, da bestätigt unsere Studie das, was andere auch schon gezeigt haben. Und das gilt einfach für die Schweiz: Wir haben ein relativ hohes Vorsorgeniveau, und es gibt Angestellte, die in der komfortablen Lage sind, mit 60 in Rente gehen

zu können, die die Freiheit haben, zwischen Einkommen und Freizeit abwägen zu können.

Laut Ihrer Studie ist die «Eigenverantwortung» der Mitarbeitenden von zentraler Bedeutung. Das ist ein in der Politik gern benutztes Wort. Was genau verstehen Sie darunter?



«Wir wollen zeigen, dass es durchaus möglich ist, sich zu bewegen, auch wenn es auf den ersten Blick nicht so scheint.»

Monika Engler
Co-Autorin Metrobasel-Studie

Das Wort heisst in der Politik wohl einfach, man müsse alles selber anpacken und sei selbst schuld und so weiter. Das meinen wir nicht genauso. Was wir zeigen wollen, ist, dass man den Mitarbeitenden aufzeigen kann, dass man den aktuellen Job verändern kann, dass man sich im aktuellen Job Optionen schaffen kann. Es ist durchaus möglich, sich zu bewegen, auch wenn das auf den ersten Blick nicht so scheinen mag. Es gibt immer Möglichkeiten zu überlegen: Wie kann ich das anders machen? Was wäre auch noch eine interessante Aufgabe? Vielleicht ist es eher eine Bewusstmachung von Optionen.

Auch im Sinn eines Handlungsspielraums?

Ja. In dem Sinn, dass auch die Vorgesetzten sehen: Wenn man dem Einzelnen

etwas mehr Raum lässt und eine interessante Aufgabe gibt oder ein Ziel setzt, ohne den Weg genau zu definieren, sodass sich der Angestellte freier bewegen kann, dann entspricht die Arbeit am Ende mehr einer Erfahrung, wie sie sich der Einzelne vorstellt. So ist die Eigeninitiative gemeint.

Beschränken sich diese Optionen nicht vor allem auf Hochqualifizierte? Je nach Unternehmenskultur kann es doch eher schlecht rauskommen, wenn Arbeitnehmende mit mehr Selbstverwirklichung beginnen.

Sie sprechen etwas an, das man nicht unterschätzen darf. Das Umfeld muss natürlich stimmen, berücksichtigt werden oder erst geschaffen werden und die Eigeninitiative der Mitarbeitenden als wertvolles Gut – für Mitarbeitende wie Unternehmen – honoriert werden. Genau darum geht es, dass man all das thematisiert. Die Zahlen sprechen für sich: Fast jede Firma findet einen Über-50-Jährigen, den sie eingestellt hat. Aber im Verhältnis geht es dann doch nicht auf, da sind die Älteren klar im Nachteil.

Schweden hat ein teilliberalisiertes Rentensystem und macht viele Vorgaben zur Weiterbildung und Förderung von älteren Arbeitenden. Die Folge: Hohe Beschäftigung bis ins hohe Alter trotz grosser Freiheit bei der Wahl des Pensionsalters. In der Schweiz gibt es wenige bis keine solche Vorgaben. Ein Problem?

Man sollte den Leuten die Angst nehmen vor dem Stellenverlust – dieses Gefühl, dass danach nichts mehr möglich ist. Das skandinavische Modell bietet eine sehr enge Betreuung, was dafür sorgt, dass die Leute wieder in den Arbeitsprozess hineinkommen, und gleichzeitig sind die Unternehmen bereit, ältere Angestellte aufzunehmen. Wenn es gelänge, schon nur die Optionen zu schaffen, dass die Leute spüren, dass die Welt nicht untergeht, wenn sie sich im Alter neu orientieren, dann wären wir bereits einen grossen Schritt weiter. Die Befreiung ist gross, wenn man weiss: Ich könnte die Stelle wechseln oder ich könnte reduzieren, wenn ich wollte.

tageswoche.ch/+uqnrw

×

Vorläufig Aufgenommene leben zwischen Stuhl und Bank. Nun will der Bundesrat ihre Situation verbessern – etwa mit mehr Möglichkeiten, einer Erwerbsarbeit nachzugehen.

Unsere vorläufigen Flüchtlinge

Dürfen Flüchtlinge arbeiten, profitiert davon auch die Staatskasse.

FOTO: KEYSTONE

von Georg Kreis

Man mal gibt es auch gute Nachrichten. Man darf auf sie zurückkommen, selbst wenn sie, wie im folgenden Fall, bereits fünf Wochen zurückliegen und sich bescheiden ausnehmen: Der Bundesrat schlägt vor, den Status der nur «vorläufig» aufgenommenen Flüchtlinge in verschiedener Hinsicht zu verbessern. Der wichtigste Punkt: die Erleichterung der Erwerbsarbeit und, damit verbunden, auch des Stellenwechsels.

Die Erwerbsquote, die bisher bei bloss 30 Prozent liegt, soll erhöht, die bei etwa 80 Prozent liegende Sozialhilfequote soll gesenkt werden.

Kommt da eine Verbesserung zustande, ist das eine Win-win-Situation. Der öffentliche Haushalt wird entlastet und den Flüchtlingen dieser Kategorie eine sinnvolle Alltagsgestaltung ermöglicht.

Auf Jahre «vorläufig»

«Vorläufige» sind Menschen, die mit Asylantrag eingereist sind, deren Gesuch zwar rechtskräftig abgewiesen wurde, aber deren Wegweisung nicht vollzogen werden kann, weil sie unzulässig (Verstoss gegen Völkerrecht), unzumutbar (konkrete Gefährdung des Betroffenen) oder unmöglich (vollzugstechnische Gründe) ist. Das ist die Kategorie F.

Im «Vorläufigen» drückt sich aus, dass das Aufenthaltsrecht jederzeit, das heisst bei veränderten Umständen, widerrufen werden kann. Nur schon eine bescheidene Lebensplanung und der Aufbau von Perspektiven sind da schwer möglich.

Die kantonalen Behörden können den für ein Jahr vergebenden Status zwar immer



wieder um zwölf Monate verlängern und eine Bewilligung zur Erwerbstätigkeit erteilen – nach fünf Jahren bestehen Chancen, als Härtefall in die Kategorie B (ordentliche Aufenthaltsbewilligung) zu wechseln. Jedoch weisen 32 Prozent der «Vorläufigen» eine sonderbare Vorläufigkeit auf, fallen sie doch seit über sieben Jahren in diese Kategorie.

Perspektiven schaffen

Es geht um die Schicksale von knapp 35 000 Menschen. Jedes Schicksal ein Fall für sich, dem die Behörden, die im Namen des Staats und der Gesellschaft handeln, nach bestimmten Vorstellungen gerecht werden müssen.

Dem Vorschlag des Bundesrats zufolge könnte die Kategorie F (bzw. die da eingestuft Menschen) zu einer zukünftigen Kategorie A (Schutzgewährung) oder der bereits bestehenden Kategorie S (vorübergehender Schutz) werden oder sogar in die Kategorie B wechseln.

Die «Brauchbarkeit» von Migranten ist nicht das ausschlaggebende Aufnahmekriterium.

Letzteres würde auch eine Niederlassungsfreiheit innerhalb des Asyllandes beinhalten und das Verbot von Auslandsreisen lockern. Dabei geht es nicht um unerlaubte «Ferien» im ehemaligen Verfolungsland, wie leichthin angenommen wird, sondern um wichtige Kontakte mit auf der Welt verstreuten Angehörigen.

Die 35 000 Menschen bilden keine homogene Gruppe. Eigentlich müssten sie einzeln eingeschätzt und nicht nach einer Einheitsregel behandelt werden. Hier zeigt sich die generelle Problematik der fremdenpolizeilichen Bürokratie: Um möglichst problemadäquat reagieren zu können, schafft man Kategorien – und damit neue Abgrenzungsprobleme.

Mit den Kategorien verknüpfen sich unterschiedliche Bedingungen für Arbeit beziehungsweise Erwerbstätigkeit. Asylsuchenden ist es die ersten drei Monate nicht gestattet, eine Arbeit aufzunehmen. Flüchtlinge werden bekanntlich mit sich widersprechenden Vorwürfen eingedeckt, dass sie entweder zu Lasten der einheimischen Steuerzahler ein bequemes Leben führen oder die normalen Einreisevorschriften für Arbeitsuchende umgehen und die Einheimischen auf dem Arbeitsmarkt konkurrenzieren.

Der Zürcher Kantonsrat hat in diesen Tagen über ein Postulat diskutiert, das die Regierung auffordert, die Integration von Flüchtlingen in den Arbeitsmarkt zu fördern. Die SVP bekämpfte dies mit dem scheinheiligen Argument, die einheimischen über 50-Jährigen hätten diese Hilfe nötig. Der Vorstoss wurde dennoch mit 11:58 Stimmen angenommen, also auch

von bürgerlichen Fraktionen, was ebenfalls eine gute Nachricht ist.

Man könnte weitere beifügen. Etwa die jüngsten Meldungen zu den Lehrlingsausbildungen, die den «Vorläufigen» angeboten und mit Erfolg absolviert werden. Bemerkenswert ist dabei, dass sich einzelne Kantone und einzelne Unternehmen mit diesen vorbildlichen Leistungen als fortschrittlich präsentieren können.

In der Flüchtlingsdebatte wird gerne darauf hingewiesen, wie sehr die Schweiz seit Jahrhunderten von der Zuwanderung von Flüchtlingen profitiert habe. Das trifft zu. Im Moment aber, wenn dieser Gewinn noch nicht ersichtlich ist, sollte man sich vom Verständnis leiten lassen, dass Flüchtlinge dem Asylland nicht in erster Linie einen Nutzen bringen müssen – auch wenn sie dies im Laufe der Zeit tun werden, nämlich als Arbeitskräfte, kulturelle Bereicherung und Nachwuchssicherung in einer alternden Gesellschaft.

«Nutzen» oder «Brauchbarkeit» von Migranten sind nicht das ausschlaggebende Aufnahmekriterium. Solche Menschen werden nach anderen Gesichtspunkten aufgenommen. Trotzdem sollten sie sich im gegenseitigen Interesse «nützlich» machen können, und zwar auf individuelle Art, wie dies die Alteingesessenen mehr oder weniger unternehmerisch tun, und nicht bloss in beaufsichtigten Arbeitskolonnen oder als billige Leihkräfte.

Das setzt allerdings voraus, dass potenzielle Arbeitgeber bereit sind, Menschen trotz ihrer «Vorläufigkeit» einzustellen, nicht nur für von der Natur zeitlich begrenzte Erntearbeiten, sondern auch für Tätigkeiten, bei denen eine längerfristige Beschäftigung wünschbar wäre. Der bürokratische Aufwand für die Beschäftigung dieser Menschen sollte möglichst gering gehalten und nicht mit Sondersteuern (zehn Prozent auf den Lohn neben den üblichen Steuern) belastet werden.

Die Einsicht, dass Besserung möglich ist, kommt nur langsam auf, wenn man nicht selber betroffen ist.

Flüchtlinge sind ein besonderes Segment der globalen, stets mobiler werdenden Migration. Die Entstehung dieser Kategorie ist die Folge von Vertreibung und Fluchtentscheiden. Es sind aber die angegangenen Staaten, die nach eigenem humanitärem Gutdünken festlegen, wie sie mit Asylgesuchen souverän umgehen wollen, soweit sie nicht vorweg – ebenfalls souverän – völkerrechtlich verpflichtende Aufnahmekriterien akzeptiert haben.

Daneben wird aber, mit Zustimmung des Staates, von privaten Wirtschaftsakteuren die globale Migration in hohem Mass genutzt und damit vorangetrieben.

Fehlende Arbeitskräfte werden aus dem Ausland importiert, auch von der öffentlichen Hand, zum Beispiel von Spitälern. Dabei werden auch Hochqualifizierte angeworben, das heisst von anderen Ländern abgeschöpft, was andere ärmer macht, die Produktivität des eigenen Landes erhöht und viel zum Steuersubstrat beiträgt. Daran sollten wir uns erinnern, wenn wir meinen, wegen der Belastungen durch anklopfende Flüchtlinge Sorgen haben zu müssen.

Kritiker sagen: Der Berg hat eine Maus geboren. Okay. Es ist aber eine gute Maus.

Nun hat also der Bundesrat bezüglich der Arbeitsmöglichkeiten der «Vorläufigen» einen kleinen Reformvorschlag vorgelegt. Jenseits der inhaltlichen Seite des Vorschlags muss man sich fragen, warum gerade jetzt, warum nicht früher, nicht schon vor Jahren?

Vielleicht schlicht darum, weil die Einsicht, dass Besserung nötig und leicht möglich ist, nur langsam aufkommt, wenn man nicht selber betroffen ist. Das kann dauern oder gar nie eintreten.

Andererseits geht es wohl darum, dass die konkreten Gegebenheiten die angestrebte Lösung möglich und vielleicht sogar wünschbar machen. Konkret: der Bedarf des Arbeitsmarktes und die Entlastung der Sozialkosten.

Immerhin eine Teillösung

Dem bundesrätlichen Vorschlag sind konkrete Impulse vorausgegangen: ein bereits drei Jahre altes Postulat des CVP-Nationalrats Marco Romano, und vor zwei Jahren eine Forderung der Staatspolitischen Kommission des Nationalrats zur Überprüfung des Status vorläufig Aufgenommener. Nach dem Bundesrat ist jetzt das Parlament an der Reihe. Alles nach dem Bild der langsam mahelnden Mühlen.

Wie in der Presse richtig vermerkt, hat der Bundesrat mit seinem Vorschlag auf Kritik reagiert und sich damit zugleich neue Kritik eingehandelt. Es überrascht nicht, dass von der linken Seite nur halbwegs Zustimmung kommt und die rechte Seite mit entschiedener Ablehnung reagiert. Den einen geht der Vorschlag zu wenig weit, den anderen dagegen geht er viel zu weit.

Der bundesrätliche Reformvorschlag ist nur eine Teillösung und als solche erfreulich wie unbefriedigend. Gewiss wären in anderen Sektoren des Flüchtlingswesens ebenfalls Reformen fällig. Dass es bloss eine partielle Verbesserung ist, darf aber kein Grund sein, sie nicht zu verwirklichen. Kritiker sagen: Der Berg hat eine Maus geboren. Okay. Es ist aber eine gute Maus.

tageswoche.ch/+719sw

×

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis



Zucker und Öl vom Militär: Seit der Wirtschaftskrise springt die ägyptische Armee überall ein, wo Not am Mann ist.

Ägypten

Helfen bei Naturereignissen, solche Militäreinsätze kennen wir auch in der Schweiz. In Ägypten kümmert sich die Armee aber auch um Strassen, Fleisch und Babynahrung.

Das Militär, dein Freund und Supermarkt



FOTO: REUTERS

von Astrid Frefel

Im Land der Pharaonen stösst man gefühlt alle paar Tage auf eine Schlagzeile wie: «Armee beteiligt sich an gigantischem Farmprojekt». Denn wo immer in Ägypten ein Problem auftaucht oder eine Krise die zivilen Behörden überfordert, wird die Armee zu Hilfe gerufen.

So geschehen in den letzten Wochen bei den heftigen Überschwemmungen, als Militäreinheiten mit einem riesigen Aufgebot an schwerem Gerät anrückten. Die Soldaten pumpten Wasser weg und reparierten unterspülte Strassen, nachdem Kritik an den schleppenden zivilen Hilfsmassnahmen laut geworden war.

Helfen bei Naturereignissen passt ins Profil einer Armee. Wir kennen solche Einsätze auch in der Schweiz. Doch in Ägypten übernimmt das Militär mittlerweile noch ganz andere Aufgaben. Als vor einigen Wochen Dutzende Familien vor Apotheken und Spitälern protestierten, weil es keine subventionierte Babymilch zu kaufen gab, importierte die Armee eine beträchtliche Menge der Babynahrung, um den Mangel zu beheben.

Beim jüngsten Farmprojekt zur Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion beteiligt sich die Armee mit ihrem Produktionssektor an der Entwicklung von 1,5 Millionen Feddan, also 0,63 Millionen

Hektaren Agrarland. Dieser Teil der Armee stellt eine breite Palette von Produkten her – von Gemüse und Fleisch über Teigwaren bis zu Dosenkonserven. Die Mengen sind so gross, dass die Armee immer wieder günstige Grundnahrungsmittel auf den Markt werfen kann. Derzeit verkauft sie im ganzen Land acht Millionen Lebensmittelpakete zur Hälfte des Marktpreises. Die Begründung lautet wiederholt, man wolle den Monopolen und der Gier der privaten Produzenten entgegensteuern.

Zückerchen gegen Verbitterung

Klar ist auch: Die Regierung will den Volkszorn möglichst unter dem Deckel halten, der infolge ihres Wirtschaftsprogramms vom 3. November aufkochen könnte. Kairo war nämlich gezwungen, den Währungskurs des Pfundes freizugeben und die Subventionen auf dem Benzin zu kürzen, um einen Zwölf-Milliarden-Dollar-Kredit vom Internationalen Währungsfonds zu erhalten.

Die Folgen sind gravierend. Vor der Freigabe lag der offizielle Wechselkurs bei 8,8 Pfund pro Dollar, während auf dem Schwarzmarkt 13 Pfund verlangt wurden. Heute entspricht der frühere Schwarzmarktpreis dem offiziellen Wechselkurs. Die Preisspirale dreht nun immer schneller nach oben und steuert inzwischen auf die 20 Prozent zu.

Am schwersten trifft dies die Ärmsten und die untere Mittelschicht, die in die Armut abzurutschen droht – die Armutsquote liegt bereits bei über 27 Prozent. Aber auch die besser Verdienenden haben Mühe, ihren Lebensstandard zu halten, etwa das Geld für die Privatschulen ihrer Kinder aufzubringen.

Schon in den vergangenen Monaten haben die Preise der Lebensmittel kräftig angezogen, weil die Dollarknappheit die Geschäftsleute gezwungen hatte, sich auf dem Schwarzmarkt mit Devisen für ihre Importe einzudecken. Immer wieder kam es zu Engpässen. So gibt es zum Beispiel in den Supermärkten seit Wochen keinen Zucker zu kaufen.

Der Unmut in den Bevölkerung ist deutlich spürbar. Ein Protestaufruf am 11. November für eine «Revolution der Armen» verhallte aber noch ungehört. Damit das so bleibt, baut die Armee, die hohes Ansehen geniesst, ihr Engagement aus; eine Entwicklung, die vor allem unter Ökonomen umstritten ist.

Gewichtiger Player

Die Kritik, die Armee stehe im Wettbewerb mit der Privatindustrie und wolle ein immer grösseres Stück vom Kuchen, hat Präsident Abdelfattah al-Sisi vor wenigen Tagen zu entkräften versucht, indem er beteuerte, der Anteil der Armee an den ökonomischen Aktivitäten bewege sich nur zwischen 1 und 1,5 Prozent am Bruttoinlandprodukt – und nicht, wie einige behaupteten, zwischen 20 und 25 Prozent.

Kein Ökonom vermag diese Angaben zu verifizieren. Über die Geschäfte des

Militärs gibt es weder offizielle Zahlen noch verlässliche Schätzungen.

Wie Ägyptens Premier Sherif Ismail erklärte, müsse die Armee bei nationalen Projekten eine wichtige Rolle spielen – bei dieser «Akkumulation von Krisen». Bis 2018 würden 1350 Vorhaben wie Strassen und andere Infrastrukturprojekte abgeschlossen und an die zivilen Behörden übergeben. Anschliessend soll die Rolle der Armee wieder kleiner werden.

Erst steht aber ein gigantischer Ausbau an: Die Armee übernimmt vom Planungsministerium das Smartcard-System, über das Lebensmittelsubventionen an 71 der 90 Millionen Ägypter verteilt werden. Infolge der hohen Inflation werden die Guthaben ab Dezember um 15 Prozent erhöht.

Die elektronischen Smartcards waren 2014 eingeführt worden, vor allem um Verschwendung, Missbrauch, Betrug und Korruption bei den Bäckereien zu unterbinden. Die Bäcker hatten nämlich subventioniertes Mehl in grossem Stil auf dem freien Markt verkauft.

Vor einigen Monaten wurde bekannt, dass das System gehackt und weiterhin betrogen wurde, sodass der Staat mehr statt wie erhofft weniger Subventionen zahlen musste. Jetzt solle die Armee das System weiterentwickeln, lautete die offizielle Begründung der Regierung.

Die Aufwendung für die Lebensmittelsubventionen beträgt rund 40 Milliarden Pfund pro Jahr – etwas mehr als 2,5 Milliarden Franken. Ein riesiger Betrag, der nun vom Militär verwaltet wird und das Gewicht der Streitkräfte in der ägyptischen Wirtschaft noch einmal massiv erhöht.

tageswoche.ch/+h6rh5

x

ANZEIGE

Menschen begleiten bei Krankheit, Trauer und Sterben?

Lehrgang in Palliative Care für Interessierte und künftige Begleitende bei GGG Voluntas.

Nächste Informationsveranstaltungen:

1.12.2016 und 18.1.2017
17.00 bis 18.30 Uhr

Auskunft und Anmeldung:
Telefon 061 225 55 25
Leimenstrasse 76, 4051 Basel
www.ggg-voluntas.ch

GGG Voluntas

Banken geraten zunehmend ins Visier von Cyberkriminellen. Die Institute scheinen gegen Gefahren aus dem Netz nur unzureichend geschützt. Hochrüsten lohnt sich aber nicht.

Wenn Onlineräuber das Konto plündern

von Adrian Lobe

Es ist der Albtraum jedes Bankkunden: Man prüft online seinen Kontostand und – nichts mehr da. Ersparnisse, Lohn, Feriengeld – auf einen Schlag weg. Dass dies kein hypothetisches Szenario ist, zeigt der jüngste Angriff auf die britische Bank Tesco. Hackern ist es gelungen, auf 40 000 Konten zuzugreifen und Geld von 9000 Konten abzubuchen.

Anfang November hatten besorgte Kundinnen und Kunden des zur britischen Supermarktkette Tesco gehörenden Geldinstituts über ungewöhnliche Konto-

bewegungen und unautorisierte Transaktionen berichtet. Daraufhin sperrte die Bank die Online-Konten ihrer rund 136 000 Kunden – als «Vorsichtsmassnahme», wie es hiess. Wie die Bank jetzt mitteilte, ist durch den Betrug ein Schaden von 2,5 Millionen Pfund (rund drei Millionen Franken) entstanden.

Es ist nicht der einzige Vorfall dieser Art. Schon im April hatten Cyberkriminelle den Code von zwei Schadsoftwares kombiniert und innerhalb weniger Tage mehrere Millionen Dollar von über 24 amerikanischen und kanadischen Banken erbeutet. Der Trojaner namens «Goz-Nym» injiziert bestimmte Skripte in den

Browser, um Anmeldedaten abzugreifen, wenn Opfer ihr Online-Banking öffnen, um dann eine ausführende Datei einzuschleusen, mit der das Konto leer geräumt wird. Eine äusserst perfide Methode, um an das Geld der Kunden zu gelangen.

Die Schadsoftware richtete einen Milliardenschaden an. Aufgespürt wurde der Trojaner von der IBM X-Force, einem renommierten Team für die kommerzielle Sicherheitsforschung, das in Haifa sitzt und auf einer Konfigurationsdatei 230 Web-Adressen von polnischen Banken und E-Mail-Providern identifizierte. Die mutmasslichen Angreifer operierten von Osteuropa aus, wobei die Web-Adressen auch Tarnung sein könnten, um falsche Fährten zu legen. Denn Verwirrung stiften, zählt zu den bekannten Methoden der Cyberkriminellen.

Erst durch einen Druckerausfall flog der Betrug bei der Notenbank von Bangladesch auf.

Im Februar gelang es unbekannten Hackern, in das Zahlungsverkehrssystem Swift, das den Nachrichten- und Transaktionsverkehr von weltweit mehr als 10 000 Banken über sichere Telekommunikationsnetze (das Swift-Netz) standardisiert, einzudringen. Dabei erbeuteten die Kriminellen 81 Millionen Dollar vom Konto der Notenbank von Bangladesch. Es war einer der spektakulärsten Banküberfälle der Geschichte.

Die Angreifer wiesen die US-Notenbank Fed in New York an, die Währungsreserven der Notenbank von Bangladesch

ANZEIGE

ICH WÄHLE BASCHI DÜRR,...



...weil er vieles richtig macht und Basel einen erfahrenen Regierungsrat im JSD braucht.

Philip Karger, KMU-Berater, Fotograf, Präsident LDP Grossbasel-West

**GEMEINSAM
AUFBRECHEN**

ZUSAMMEN MIT LORENZ NÄGELIN,
CONRADIN CRAMER UND LUKAS ENGELBERGER.



Auf einmal ist das Konto leer – das Horrorszenario beim Online-Banking wird immer öfter Realität.

FOTO: GETTY IMAGES

auf verschiedene Konten in Asien, unter anderem auf den Philippinen und Sri Lanka, zu transferieren. In mehreren Tranchen landeten so zweistellige Millionenbeträge bei Pan Asia Banking und Commercial Banking Corporation auf den Philippinen.

Als die Mitarbeiter der Notenbank morgens in den Drucker schauten, wo rund um die Uhr jede Transaktion ausgedruckt wird, fanden sie ein leeres Fach vor. Als die Bankangestellten versuchten, die Buchungen manuell zu drucken, streikte das Gerät. Die Software des Terminals, der zum Swift-Netzwerk verbindet, meldete, dass ein kritischer Systemordner fehlte.

Als die Mitarbeiter das System am nächsten Tag schliesslich wieder zum Laufen brachten, spuckte der Drucker Dutzende dubioser Transaktionen aus. Die Fed hatte Verdacht geschöpft und schickte mehrere Anfragen nach Dhaka – die aber aufgrund des Systemausfalls nicht beantwortet werden konnten.

Erst durch den Druckerausfall flog der Betrug auf – die Bank konnte durch das Einfrieren der restlichen Fonds Schlimmeres verhindern. Der Gouverneur der Notenbank musste dennoch seinen Hut nehmen. Auch in Südamerika war die Masche erfolgreich: Bei der ecuadorianischen Zentralbank wurden so zwölf Millionen Dollar entwendet.

Auch die griechische Zentralbank wurde im Mai Opfer eines Cyberangriffs: Eine unbekannte Anonymous-Gruppe hatte die Website lahmgelegt und eine 30-tägige Kampagne gegen alle Zentralbanken der Welt angekündigt. Der Cyberwar gegen die Banken ist in vollem Gange.

Die Verluste durch Cyberattacken sind nicht gross genug, um Anreize für Investitionen in die Sicherheitsarchitektur zu schaffen.

Das Tückische an den digitalen Bankräubern ist, dass sie auf leisen Sohlen daherkommen. Die Angreifer sind schwer lokalisierbar, der Betrug fällt oft erst auf, wenn es zu spät ist. Der Sicherheitsforscher Jeremiah Grossman, der etwa bei Yahoo arbeitete, sagt: «Banken-Hacks gibt es schon seit Jahrzehnten. Ein Hauptfaktor bei der Swift-Attacke war, dass die Malware im Computersystem lange unentdeckt blieb.» Herkömmliche Sicherheitssoftware könne dem Problem nicht beikommen. Es bräuchte maschinell lernende Algorithmen, um den Betrug aufzudecken.

Unterdessen geraten auch europäische Bankinstitute ins Visier von Cyberkriminellen. Der Trojaner «GozNym» schlug bei polnischen und portugiesischen Geldinstituten zu. Nach einem Bericht der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» wurden in den Rechenzentren des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes (DSGV) im Juni und Juli Angriffe von GozNym «in überschaubarer Zahl» registriert, die allerdings abgewehrt werden konnten.

Die Frage ist: Wie sicher sind Banken vor Cyberattacken? Schweizer Geldinstitute reagieren ausweichend auf die Frage. «Wir nehmen das Risiko von Cyberangriffen sehr ernst und investieren kontinuierlich in Sicherheitsmassnahmen», heisst es etwa bei der UBS. Einzelne Sicherheitsrisiken und Massnahmen würden nicht kommentiert. Ob das Vertrauen bei den Bankkunden schafft, ist fraglich.

Banken meiden die öffentliche Debatte zu diesem Thema, um keine unnötige Gefährdungslage hervorzurufen. Cybersicherheitsexperte Grossman geht davon aus, dass die «Zahl und Schwere» von Hackerangriffen auf Banken in Zukunft zunehmen werde. Ein Dilemma sei, dass die Verluste durch Cyberattacken nicht gross genug sind, einen Anreiz zu schaffen, um in eine robuste Sicherheitsarchitektur zu investieren. Für Bankkunden sind das nicht unbedingt beruhigende Aussichten. tageswoche.ch/+mot8q ×

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Singapur

Der Chef auf dem heissen Solardach. Die Firma Sun Electric vermittelt Hausdächer an Produzenten von Solarenergie. Und manchmal schaut sich CEO Matthew Peloso (rechts) selber an, was dabei rauskommt.

EDGAR SU/REUTERS



Ceuta

Grace Maroura Samoura aus dem westafrikanischen Guinea fiebert ihrem Auftritt bei einer vom Roten Kreuz organisierten Modeschau entgegen. Aber eigentlich wartet sie in der spanischen Exklave auf eine Gelegenheit, über das Meer aufs europäische Festland zu gelangen.

M. MARTIN/REUTERS



Sevilla

Stolzer Züchter mit stolzem Tier. Seit 1991 findet in Andalusien die wichtigste Messe für Liebhaber von Spanischen Rassepferden (Pura Raza Española) statt.

MARCELO DEL POZO/
REUTERS



Krasnojarsk

Weil es hinter dem Ural noch etwas kälter wird, als es sich der Samichlaus gewohnt ist, springt in Sibirien Väterchen Frost für ihn ein. Für den Nachwuchs sorgt seit 1942 eine Fabrik in der Grossstadt Krasnojarsk.

ILYA NAYMUSHIN/
REUTERS



La Turbie

Gegen ein paar Sonnenstrahlen hätten die Spieler der AS Monaco wohl nichts einzuwenden gehabt beim Training vor dem Match gegen Tottenham Hotspur. Dafür konnten sie sich offenbar perfekt auf den Gegner aus London einstellen und gewannen das Spiel 2:1.

ERIC GAILLARD/
REUTERS





Fast subversiv führt Lynette Yiadom-Boakye Porträts schwarzer Menschen in den Kunst-Kanon ein.

FOTO: PHILIPP HÄNGER

Ausstellung

Menschen, Menschen, nichts als Menschen: Die Kunsthalle Basel zeigt neue Gemälde der Londoner Künstlerin Lynette Yiadom-Boakye. Eine kraftvolle Augenweide.

Endlich wieder Malerei!

von Karen N. Gerig

Reine Malerei-Austellungen waren in den vergangenen Jahren in der Kunsthalle Basel eine Rarität. Leider, ist man versucht zu sagen angesichts der aussergewöhnlichen Schau mit Gemälden von Lynette Yiadom-Boakye, die Elena Filipovic jetzt im Oberlichtsaal eingerichtet hat.

Figuren, wohin das Auge blickt. Sie liegen auf Sofas, bewegen sich im Tanz, wirken nachdenklich oder blicken geradeaus, dem Betrachter direkt in die Augen. Der erste Gedanke kommt sofort: Wer sind diese Menschen, die die Londoner Künstlerin hier porträtiert? Und schon liegt man falsch. Denn es handelt sich hier nicht um Porträts im klassischen Sinne, auch wenn einiges an den Bildern klassisch ist.

Die Menschen, die Lynette Yiadom-Boakye malt, existieren nur in ihrem Kopf und auf der Leinwand. Obwohl man denken könnte, sie verwende Fotografien oder reale Personen als Vorlage, sind es höchstens Versatzteile, die sie nutzt. Ein Ellbogen, den sie in einem Heft entdeckt etwa. Oder ein T-Shirt aus einem Schaukasten, eine Pose. Der Rest ist gemalte Fiktion, so wie die Texte, die sie auch schreibt.

Fantasievolle Werktitel gaukeln uns mysteriöse Geschichten vor, die hinter den Gesichtern verborgen sind: «Butter in the Eaves» (Butter in der Traufe), «Pander to a Prodigy» (Kuppler eines Wunderkinds) oder «Lute Music to a Heathen» (Lautenmusik für einen Heiden). Doch die Figuren existieren fernab von Zeit und Ort und auch fernab einer offensichtlichen Handlung – was sie umtreibt, wieso sie beispielsweise eine Eule auf einem Arm tragen, das bleibt der Imagination der Betrachtenden überlassen.

Keine Angst vor Mehrdeutigkeit

Und Ambiguität ist durchaus erwünscht. Wieso beispielsweise verschränkt der Mann im gestreiften T-Shirt seine Hände hinter dem Kopf? Streckt er sich einfach, ist es eine Geste der Entspannung? Oder befindet sich ihm gegenüber ein Polizist, der ihn dazu auffordert? Alles ist möglich.

Es sind starke, eindruckliche Bilder, die die 39-Jährige malt. Und sie wirken in der grossen Zahl, in der sie im Oberlichtsaal hängen, mehrfach verstärkt. 24 Gemälde sind es, und sie entstanden alle innerhalb der letzten paar Monate.

Dies setzt ein zügiges Malen voraus, und dieses Vorwärtstreiben merkt man den Bildern an. Lebendige, expressive Pinselstriche formen die Figuren, Konturen, so scheint es, werden überbewertet. Während die Malerin manche Partien detailgetreu ausgestaltet, verschwimmen andere mit dem Hintergrund, werden nur ansatzweise formuliert.

Stellenweise erinnert die Maltechnik an historische Vorbilder, an Impressionisten wie Édouard Manet, gerade auch dort, wo die Leinwand noch durch die Schich-

ten von Farbe schimmert oder zu den Bildrändern hin gänzlich naturbelassen bleibt. Auch in den Posen etwa der Tänzerinnen glaubt die Betrachterin Anlehnungen an Bilder von Manet oder auch Edgar Degas zu erkennen. Yiadom-Boakye wählt zu dem traditionelle Porträtvariationen: Von der Ganzfigur über Dreiviertelprofile bis zum Brustbild. Gleichzeitig verbindet sie diese klassischen Typen mit modernistischen Elementen, zum Beispiel dem Anschneiden von Füßen oder Händen durch den Bildrand.

Jeder Fleck ist beabsichtigt. Sonst würde der Komposition etwas fehlen.

Einziger Unterschied zu den klassischen Vorbildern: Yiadom-Boakyes Figuren sind alle schwarz. Die Künstlerin nimmt damit – bewusst oder unbewusst – Bezug auf die Kunstgeschichte, die fast gänzlich ohne schwarze Künstler oder Porträts schwarzer Menschen auskommt, und führt fast subversiv eine Menge solcher Figuren in den Kanon ein. Keine his-

torisierenden Figuren jedoch, wie man meinen könnte, sondern Menschen, die trotz fehlender zeitlicher Attribute vollends im Hier und Jetzt verankert sind.

In einem Interview mit Hans-Ulrich Obrist meinte sie einst: «Rasse ist etwas, das ich komplett manipulieren kann, oder neu erfinden oder so benutzen, wie ich es will. Und, sie sind alle schwarz, weil... ich auch schwarz bin.»

Es sind keine perfekten Menschen, die Yiadom-Boakye zeichnet, keine Ideale. Sie verfügen über kaum hervorstechende Merkmale, sind unauffällig gekleidet und frisiert. Das Unperfekte der Menschen spiegelt sich im Malstil, der mancherorts fleckig wirkt oder untere Farbschichten durchscheinen lässt – fast so, als hätte die Malerin nicht genügend acht gegeben.

Acht aber gibt sie, auf jedes Detail. Jeder Fleck ist beabsichtigt, denn sonst würde in der Gesamtkomposition etwas fehlen, ginge etwas von der Stärke ihrer Gemälde verloren. So aber stehen wir in einem Oberlichtsaal voller lebendiger Figuren – es ist eine kraftvolle Konfrontation.

tageswoche.ch/+og4xj

×

«Lynette Yiadom-Boakye – A Passion To A Principle», Kunsthalle Basel, bis 12. Februar 2017.

ANZEIGE

BURGHOF

IM DEZEMBER 2016

STIMMEN IM ADVENT:
STADTKIRCHE LÖRRACH

SO 04.12. | 17.30 UHR

COROU DE BERRA &

CHRISTIAN HELLER

POLYPHONE GESANGSKUNST

DES MITTELMEERES

SO 11.12. | 17.30 UHR

ROMENGO & DORIS WOLTERS

DIE MUSIK DER OLĀH-ROMA

SO 18.12. | 17.30 UHR

WHITE RAVEN &

JÖRG SCHRÖDER

DO 01.12. | 20 UHR

HARY DE VILLE TRIO

FR 02.12. | 20 UHR

MATTHIAS DEUTSCHMANN

DER MANN MIT DEM CELLO: OPUS DREI-

ZEHN. WIE SAGEN WIR'S DEM VOLK?

SA 03.12. | 20 UHR

DRESDNER KREUZCHOR

VORWEIHNACHTLICHE A-CAPPELLA-
WERKE AUS VERSCH. JAHRHUNDERTEN

DI 06.12. | 9 & 11 UHR

DAS SINGENDE,
KLINGENDE BÄUMCHEN

PUPPENTHEATER HALLE

FR 09.12. | 20 UHR

ALFONS

DAS GEHEIMNIS MEINER SCHÖNHEIT

DI 13.12. | 20 UHR

ERIC BIBB & 33 STRINGS

MIT OLLI HAAVISTO & SOLO CISSOKHO

MI 14.12. | 20 UHR

ARTEMIS QUARTETT

WERKE V. HAYDN, RIHM UND SCHUMANN

DO 15.12. | 20 UHR

SONICS IN DUUM. MUSIKALISCH-
POETISCHE AKROBATIK-SHOW

FR 16.12. | 20 UHR

SARAH HAKENBERG NUR MUT!

SO 18.12. | 15 UHR

DAS RUSSISCHE NATIONALBALLETT

DER NUSSKNACKER mit Märchenerzähler

SO 18.12. | 20 UHR

DAS RUSSISCHE NATIONALBALLETT

CINDERELLA – ASCHENPUTTEL

FR 23.12. | 20 UHR | BURGHOFSLAM

FROHE REIMNACHTEN I

DAS POETRY SLAM

FR 30.12. | 20 UHR

SA 31.12. | 18 UHR | SILVESTER

BODECKER & NEANDER

DAS BESTE AUS 20 JAHREN

Tickets: +49 (0) 76 21 - 940 89 - 11/12

www.burghof.com

VVK + Abo: Kartenhaus im Burghof Mo - Fr 9-17 Uhr,

Sa 9-14 Uhr und an den bekannten Vorverkaufsstellen

VVK Schweiz: Infothek Riehen, Kulturhaus Bider & Tanner mit

Musik Wyler, Stadtcasino Basel, Tourist-Information Rheinfelden

NaturEnergie
von EnergieStrom

Sparkasse
Lörrach-Rheinfelden

reservix
den ticketportal

Burghof Lörrach

Jari Antti war der Kopf von Navel. Bis er vor einem Jahr nach Berlin zog. Jetzt kehrt er zurück – in einer neuen Rolle.

«Am Bass fühle ich mich jung»

von Olivier Joliat

Nach 13 Jahren Bandgeschichte, vier Alben und Hunderten Konzerten hatte Jari Antti, Kopf von Navel, genug von Besetzungswechseln, neuen Hoffnungen und Altlasten. Wie viele andere Kreative suchte er sein Glück in Berlin.

Diesen Samstag kehrt Antti erstmals für ein Konzert zurück nach Basel. Dann stehen mit Massimo Tondini und Jakob Läser auch zwei seiner Navel-Mitstreiter auf der Bühne. Die drei Musiker treffen sich aber nicht, um alte Hits zu spielen. Während die einen mit Harvey Rushmore & The Octopus psychedelisch abdriften, tritt Antti als Bassist der vertriepten Gitarren-Schichter Chicos de Nazca auf. Die chilenische Band ist gerade auf Tour. Die TagesWoche erreichte Antti in Italien.

Jari Antti, ein Jahr sind Sie nun weg von Basel. Wie haben Sie sich in Berlin eingelebt?

Immer wie besser. Ich hatte schon vor dem Ende von Navel viel Zeit dort verbracht. Mittlerweile habe ich mich richtig eingelebt und verbringe viel Zeit mit dem Aufnehmen von Bands.

Ihr 1000W Studio befindet sich also nicht mehr in Laufen?

Räume finden ist auch in Berlin nicht einfach: Jari Antti vor zwei Jahren in seinem Atelier in Basel.

FOTO: NILS FISCH



Nein, ich habe endlich den passenden Raum gefunden und fast alles Equipment nach Berlin gezügelt. Gerade bin ich an neuen Aufnahmen der Band Gewalt.

Das ist die neue Band ihres einstigen Labelchefs und Navel-Mentors Patrick Wagner. Spielen Sie nun das vertraute Spiel in verkehrten Rollen?

Die Situation hat durchaus etwas Witziges. Aber die Zusammenarbeit gründete damals wie jetzt auf einem tiefen gemeinsamen Verständnis von Sound.

Nach dem Ende von Navel schienen Sie eine Pause einlegen zu wollen. Wieso sind Sie nun bereits wieder mit den Chicos de Nazca unterwegs?

Die Band lebt schon länger in Berlin. Selbst in dieser Grossstadt trifft man im Ausgang und bei Konzerten immer wieder dieselben Leute. Bei einem WG-Fest habe ich dann mit Francisco Cabala gejammt. Wir haben uns bestens verstanden, und bald darauf kam die Anfrage, ob ich mit auf Tour kommen wolle.

Sie spielen neuerdings Bass.

Ich sagte ihnen, dass ich eigentlich Gitarre spiele. Aber sie brauchten halt einen Bassisten. Das ist ganz okay so.

Fühlen Sie sich in der Nebenrolle wohler als bei Navel, wo sie Bandgründer und Leader waren?

Ich sehe es nicht als Nebenrolle. Aber klar habe ich einen anderen Part im Bandkonstrukt, bin nicht mehr an Mikrophon und Instrument gefordert. Die Position ist für mich eine neue Welt. Abseits des Fokus fühle ich mich auf der Bühne frisch und jung. Das ist interessant und lehrreich – auch für meine eigene Musik.

Das klingt, als planten Sie schon eine neue Band?

Ich habe den Drang, eine neue Band aufzubauen und schreibe im Studio wie-

der viel eigene Musik. Aber auch in Berlin ist es nicht einfach, die passenden Musiker zu finden. Entweder sind sie besetzt oder sie nehmen die Band nicht ernst genug.

Das klingt nach dem Klischee, dass bei vielen Jungen, die nach Berlin ziehen, die Energie an den Bartresen verpufft. Ist die Metropole ein schwarzes Loch, das Kreative anzieht und verschluckt?

Das Angebot an Ablenkung von der eigenen Arbeit ist riesig. Ich wurde selbst schon in diesen Sog gezogen und bin im Berliner Loch versumpft. Umso wichtiger war es, einen eigenen Raum zu finden, wo ich von Partys und anderen Verlockungen abgeschottet bin. Aber das war schon in Erschwil und Basel so. Nur ist es in Berlin noch schwieriger, den passenden Raum zu finden.

Und nun arbeiten Sie am Comeback mit einer eigenen neuen Band?

Ich bin noch immer auf der Suche nach dem passenden Sound. Gewisse Sachen wären für eine Band, anderes für mich solo, teils nicht mal für live gedacht.

Am Samstag spielen Sie fast auf den Tag ein Jahr nach dem letzten Navel-Konzert am gleichen Ort mit denselben Leuten. Mit welchem Gefühl kehren Sie zurück?

Das wird ein ganz schöner Abend. So sehr ich die Anonymität in Berlin mag, so sehr freue ich mich darauf, dieselben Gesichter wie vor einem Jahr zu sehen und hoffentlich noch viele mehr, die ich noch länger kenne.

tageswoche.ch/+x07u2

x

Samstag, 26. November, Harvey Rushmore & The Octopus & Chicos de Nazca, 21.30 Uhr, Kaschemme Basel.

Konzert



Alt-Stars des Hip-Hop

Nach gut zehn Jahren Pause tritt das US-amerikanische Hip-Hop-Trio Dignable Planets wieder gemeinsam auf. Die New Yorker gelten als Inspirationsquelle für die Black Eyed Peas und sind die Darlings der Kritiker: Ihre erste Single «Rebirth of Slick (Cool Like Dat)» von 1993 erreichte Platin, erhielt einen Grammy und setzte einen Meilenstein in der Musikgeschichte. Es folgten zwei nicht minder gefeierte Alben. Am Freitag trägt das Trio seinen jazzigen Alternative Hip-Hop in die Kaserne. x

**Dignable Planets, Kaserne Basel,
Freitag, 25. November, 22 Uhr.
www.kaserne-basel.ch**

MUSEEN



Jackson Pollock, Stenographic Figure, ca. 1942, The Museum of Modern Art, New York, Mr. and Mrs. Walter, Bareiss Fund © Pollock-Krasner Foundation/2016, ProLitteris, Zurich FOTO: © 2016 DIGITAL IMAGE MOMA, NEW YORK/SCALA, FLORENZ

Kunstmuseum Basel

Hauptbau: St. Alban-Graben 16
Neubau: St. Alban-Graben 20
Gegenwart: St. Alban-
Rheinweg 60
Telefon +41 61 206 62 62
Fax +41 61 206 62 52
www.kunstmuseumbasel.ch

Der figurative Pollock

02.10.2016 – 22.01.2017 | Neubau, 2. Obergeschoss.
„Wenn man aus dem Unbewussten heraus malt, müssen zwangsläufig Figuren hervortreten“, sagte Jackson Pollock 1956 in einem Interview. Die grosse Sonderausstellung im Kunstmuseum Basel widmet sich erstmals dieser Perspektive auf den amerikanischen Künstler und möchte einen neuen Blick auf sein knapp drei Jahrzehnte umspannendes Werk lenken.

Museum Tinguely

Paul Sacher-Anlage 1
Tel. 061 681 93 20
Di – So: 11 – 18 Uhr
www.tinguely.ch
Öffentliche Führungen
jeden So 11.30 Uhr
Kosten: Museumseintritt

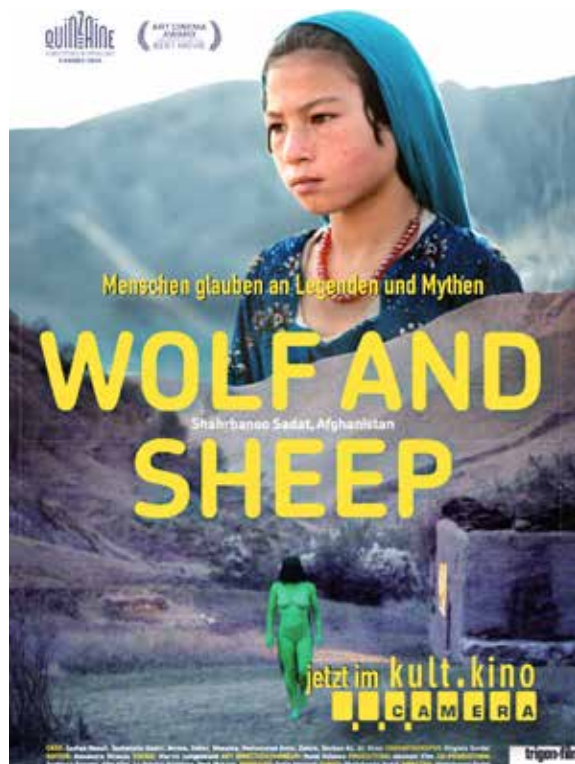
MUSIKMASCHINEN/ MASCHINENMUSIK

**HIER KÖNNTE IHR
INSERTAT STEHEN.**

Kinoprogramm

Basel und Region 25. November bis 01. Dezember

ANZEIGE



EXKLUSIVE VORTEILE
SCHWEIZWEIT GÜLTIG

PATHE PASS

UNLIMITIERTES
KINOVERGNÜGEN

40.^{CHF} / MONAT

Konditionen an der Kinokasse und online erhältlich.

BASEL MI STADT PATHE MI KINO

pathe.ch/basel

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **DEEPWATER HORIZON** [12/10 J]
15.00/18.00/21.00^{E/d/f}
- **DOCTOR STRANGE** [12/10 J]
18.00/21.00–FR/MO/DI: 15.00^{E/d/f}
- **PETTERSSON UND FINDUS – Das schönste Weihnachten überhaupt** [4/4 J]
SA/SO/Mi: 15.00^D

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **MAPPLETHORPE: Look at the Pictures** [16/14 J]
FR/SO–Mi: 12.10–SA: 11.30^{E/d}
- **LITTLE MEN** [14/12 J]
FR/SA/MO–Mi: 12.15^{E/d/f}
- **HIERONYMUS BOSCH – The Garden of Dreams** [12/10 J]
12.45^{Ov/d}
- **PETTERSSON UND FINDUS – Das schönste Weihnachten überhaupt** [0/0 J]
14.00^D
- **FINSTERES GLÜCK** [12/10 J]
18.30–FR/SO–Mi: 14.15
SA: 13.30^{Dialekt}
- **CAFÉ SOCIETY** [10/8 J]
14.30/16.30/20.45^{E/d}
- **DOBRA ZENA – A GOOD WIFE** [14/12 J]
14.30–FR/SO–Mi: 20.45
SA: 19.45–SO–Mi: 16.45^{Ov/d/f}
- **FLORENCE FOSTER JENKINS** [8/6 J]
16.00/18.15–SA–Mi: 20.30^{E/d/f}
- **KIKI – el amor se hace** [16/14 J]
16.30/21.00^{Spl/d/f}
- **SONITA** [8/6 J]
FR: 16.30^{Ov/d}
- **PETER HANDKE: BIN IM WALD. KANN SEIN, DASS ICH MICH VERSPÄTE ...** [0/0 J]
FR/SO–Mi: 16.45–SA/SO: 11.00
SA: 15.45–SO–Mi: 18.45^{Ov/d}
- **AMERICAN PASTORAL** [12/10 J]
18.30–SO–Mi: 14.15^{E/d/f}
- **FRANTZ** [12/10 J]
FR/SO–Mi: 18.40–SA: 17.30^{D/f/d/f}
- **SWORN VIRGIN** [16/14 J]
FR: 20.15^{Ov/d}
- **HELL OR HIGH WATER** [16/14 J]
FR/SO–Mi: 21.00–SA: 21.30^{E/d}
- **THE FLORENCE FOSTER JENKINS STORY** [16/14 J]
SA–Di: 12.10^{Ov/d}
- **DIFRET – Das Mädchen Hirut** [10/8 J]
SA: 13.30^{Ov/d}
- **WADJDA** [10/8 J]
SA: 15.45^{Ov/d}
- **MUSTANG** [12/10 J]
SA: 18.00^{Ov/d}
- **AS I OPEN MY EYES** [14/12 J]
SA: 21.00^{Ov/d}
- **LA DANSEUSE** [12/10 J]
SO: 12.00^{E/f/d/f}
- **JHERONIMUS BOSCH – TOUCHED BY THE DEVIL** [6/4 J]
SO–Mi: 12.30^{Ov/d}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **TSCHICK** [12/10 J]
14.30^D
- **WOLF AND SHEEP** [10/8 J]
15.15/19.30^{Ov/d}
- **SETTE GIORNI** [16/14 J]
16.30/21.00^{I/d/f}
- **DIE WELT DER WUNDERLICHEN** [0/0 J]
17.15^D
- **SNOWDEN** [12/10 J]
18.30^{E/d}
- **RAVING IRAN** [8/6 J]
21.15^{Farsi/d}
- **ALPZYT** [8/6 J]
SO: 11.15^{Dialekt}
- **LOU ANDREAS-SALOMÉ** [12/10 J]
SO: 12.00^D
- **LA FILLE INCONNUE** [12/10 J]
SO: 13.15^{F/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **DOGVILLE**
FR: 20.00^{E/d}
- **TETSUO: THE IRON MAN**
SA: 21.00^{Jap/d/e}

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **PHANTASTISCHE TIERWESEN UND**

WO SIE ZU FINDEN SIND – 3D

[10/8 J] 12.30/20.45–FR/SO/DI: 15.15

FR/SA: 23.30–SA/SO: 9.45

SA/MO/Mi: 18.00^D

15.00/17.45/20.30

FR/MO–Mi: 12.15–FR/SA: 23.15

SA/SO: 11.50^{E/d/f}

PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND

[10/8 J]

FR/SO/DI: 18.00

SA/MO/Mi: 15.15^D

JACK REACHER: KEIN WEG ZURÜCK

[14/12 J]

15.20–FR/MO/DI: 12.50

FR/SO/DI: 17.50–FR: 22.50

SA/MO/Mi: 20.20^D

FR/SO/DI: 20.20

SA/MO/Mi: 17.50–SA: 22.50^{E/d/f}

BAD SANTA 2

[16/14 J]

17.00–FR/MO/DI: 13.00/15.00

FR/SO/DI: 19.00–FR: 23.00

SA/MO/Mi: 21.00^D

FR/SO/DI: 21.00

SA/MO/Mi: 19.00–SA: 23.00^{E/d/f}

WILLKOMMEN BEI DEN HARTMANNS

[12/10 J]

FR/MO/DI: 13.00/15.25

FR/MO–Mi: 17.50/20.15

FR: 22.40

SA/SO: 16.00/18.20/20.45

SA: 23.10^D

DEEPWATER HORIZON

[12/10 J]

15.50–FR/MO/DI: 13.30

FR/SO/DI: 18.10–FR: 22.50

SA/MO/Mi: 20.30^D

FR/SO/DI: 20.30

SA/MO/Mi: 18.10–SA: 22.50^{E/d/f}

FLORENCE FOSTER JENKINS

[8/6 J]

FR/MO/DI: 13.30

FR/SO/DI: 15.50

SA/MO/Mi: 18.10–SO–Di: 20.30^D

FR/SO/DI: 18.10

FR/SA/Mi: 20.30–SA/SO: 11.30

SA/MO/Mi: 15.50^{E/d}

FR/SA: 20.30–SO: 18.10 DELUXE

THE GIRL ON THE TRAIN

[16/14 J]

FR/MO/Mi: 13.30/15.50/20.30

SA/SO: 11.10–SA: 22.50

MO/Mi: 18.10–Di: 12.45/15.10^D

FR/SO: 18.10–Di: 17.30^{E/d/f}

INFERNO

[14/12 J]

FR/SA: 22.50^D

NUIT DE LA GLISSE – Don't Crack Under Pressure Season 2

[0/0 J]

FR: 23.00–SA: 18.30^{E/d}

TROLLS – 3D

[0/0 J]

SA/SO: 11.00

SA/SO/Mi: 13.00/15.00^D

TROLLS

[0/0 J]

SA/SO: 11.15–SA/SO/Mi: 13.15^D

FINDET DORIE

[0/0 J]

SA/SO: 11.10–SA/SO/Mi: 13.30^D

PETTERSSON UND FINDUS – Das schönste Weihnachten überhaupt

[0/0 J]

SA/SO: 11.50/14.00

Mi: 12.15/14.10/16.00^D

STÖRCH – ABENTEUER IM ANFLUG – 3D

[6/4 J]

SA/SO/Mi: 13.50^D

COMÉDIE-FRANÇAISE: ROMÉO ET JULIETTE

[0/0 J]

Di: 20.00^F

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

DR. STRANGE – 3D

[12/10 J]

13.00–FR–SO/DI/Mi: 15.30

FR/SA: 23.00–SA/Mi: 18.00

MO: 20.30^D

FR/SO/DI: 20.30–MO: 18.00^{E/d/f}

BRIDGET JONES'S BABY

[10/8 J]

FR/SO/DI: 18.00–SA/Mi: 20.30

MO: 15.30^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

BRIDGET JONES'S BABY

[10/8 J]

14.00/17.00–FR–Di: 20.00^{E/d/f}

PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND

[10/8 J]

14.30/17.30/20.30^{E/d/f}

KITAG CINEMAS Movie Night: SULLY

[12/10 J]

Mi: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO

Klosterstrasse 5 stadtkinobasel.ch

ALICE IN DEN STÄDTEN

[12/10 J]

FR: 16.15^D

SALAAM CINEMA

FR: 18.30–MO: 21.00^{Ov/d/f}

PARIS, TEXAS

[12/10 J]

FR: 21.00^{E/d}

DER AMERIKANISCHE FREUND

[16/14 J]

SA: 15.00^{D/E/F/d}

WINCHESTER, 73

[12/10 J]

SA: 17.30^{E/sp/d}

THE TRAVELER

SA: 20.00^{Ov/d/f}

LISBON STORY

[12/10 J]

SA: 22.15^{Ov/d/f}

DIE GETRÄUMTEN – THE DREAMED ONES

[0/0 J]

SO: 13.15^D

IM LAUF DER ZEIT

[12/10 J]

SO: 15.00^D

I'M NOT ANGRY!

SO: 18.15^{Ov/d}

DER HIMMEL ÜBER BERLIN

[6/4 J]

SO: 20.30^D

DIE ANGST DES TORMANNS BEIM ELFMETER

[12/10 J]

MO: 18.30^D

A SCANNER DARKLY

[14/12 J]

Di: 20.00^{Ov/d}

MIT EINFÜHRUNGSVORTRAG UND ANSCHL. PLENUMSDISKUSSION

EVERY THING WILL BE FINE

[6/4 J]

Mi: 18.30^{E/d}

TEN

[12/10 J]

Mi: 21.00^{Ov/d}

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

WILLKOMMEN BEI DEN HARTMANNS

[12/10 J]

14.30/20.30^D

AMERICAN PASTORAL

[12/10 J]

17.30^{E/d/f}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND – 3D

[10/8 J]

FR–SO: 20.15–SA/SO/Mi: 15.00^D

ALPZYT

SA: 17.30–SO: 11.00^{Dialekt}

TROLLS – 3D

[0/0 J]

SO: 13.00^D

DR. STRANGE – 3D

[12/10 J]

SO: 17.30–MO/Mi: 20.15^D

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

LICHTBLICKE KULTURNACHT

FR: 18.00^{Ov}

KURZFILM «USBRENNT» VON

18.00 – 02.00 ALLE 30 MINUTEN

FINDET DORIE

[0/0 J]

SA: 11.00^D

TROLLS

[0/0 J]

SA/SO/Mi: 13.15^D

PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND

[10/8 J]

SA/SO: 15.15–MO–Mi: 20.15^D

PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND – 3D



Manche wussten es schon damals: Was die Pop-Promis 1984 einsangen, hätte so nie geschrieben werden dürfen.

FOTO: DDP IMAGES

Kultwerk #256

Alle Jahre wieder ertönt «Do they know it's Christmas?» – ein Spendenaufruf in Songform, der viel Kritik auf sich zog.

Gut gemeint und gescheitert

von Karen N. Gerig

Es gibt diese unverwüstlichen Weihnachtssongs. Kaum ist der erste Advent da, spielen sie alle Radiostationen rauf und runter. «Last Christmas» von Wham! ist so einer. Oder «Do they know it's Christmas?» von Band Aid, am liebsten gehört in der Ur-Version aus den Achtzigerjahren mit dem wunderbaren Synthesizer-Xylophon. Der einzigen von inzwischen zahlreichen Versionen, die ich noch ertrage. Wenn schon Kitsch, dann richtig.

Am 24. November 1984 versammelte sich dafür die Crème de la Crème der britischen Popmusik von damals im Studio. Heute fällt zunächst mal auf, wie männlich diese Crème de la Crème war (wenn man von den Frisuren absieht): Ausser den drei Girls von Bananarama oder Jody Watley, die immerhin im Chor mitsingen durften, sucht man Frauen vergeblich.

Woran immer das lag, auch die Idee stammte von einem Mann: Zehn Tage, nachdem Bob Geldof auf BBC eine Reportage über die Hungersnot in Äthiopien

gesehen hatte, begann er den Song zu schreiben. Er holte Midge Ure von Ultravox an Bord. Es folgten Sting, Gary Kemp (Spandau Ballet), Simon Le Bon (Duran Duran), Phil Collins sass hinter die Drums, George Michael, Boy George, Bono und Paul Young durften solo ans Mikro.

Möglichst viel Geld einnehmen und in Hilfsgüter umwandeln, war das Ziel. «Feed the World» lautete das Motto. Weltweit kamen 24 Millionen US-Dollar zusammen.

Doch nur ein kleiner Teil erreichte die Menschen, die es zu erreichen galt: Die Entourage des äthiopischen Diktators Mengistu Haile Mariam, der die Hungersnot mitverursacht hatte, fing einen Grossteil der Gelder ab.

Eigentlich ziemlich beleidigend

Nicht nur deswegen wurde auch Kritik gegen das Projekt laut. Bevormundend und herablassend wurde es genannt, dem Kolonialismus nicht unähnlich. Kritisiert wurde auch der Text: Da Afrika über zahlreiche wichtige Flüsse und auch Berge verfüge, auf denen Schnee falle, zeige das Lied mit Songzeilen wie «Where the only

water flowing is the bitter sting of tears» oder «And there won't be snow in Africa this Christmastime» ein völlig falsches Bild des Kontinents. Bei 40 Prozent Christen in der Bevölkerung Äthiopiens käme zudem die Frage, ob diese überhaupt wissen, was Weihnachten ist, einer Beleidigung gleich.

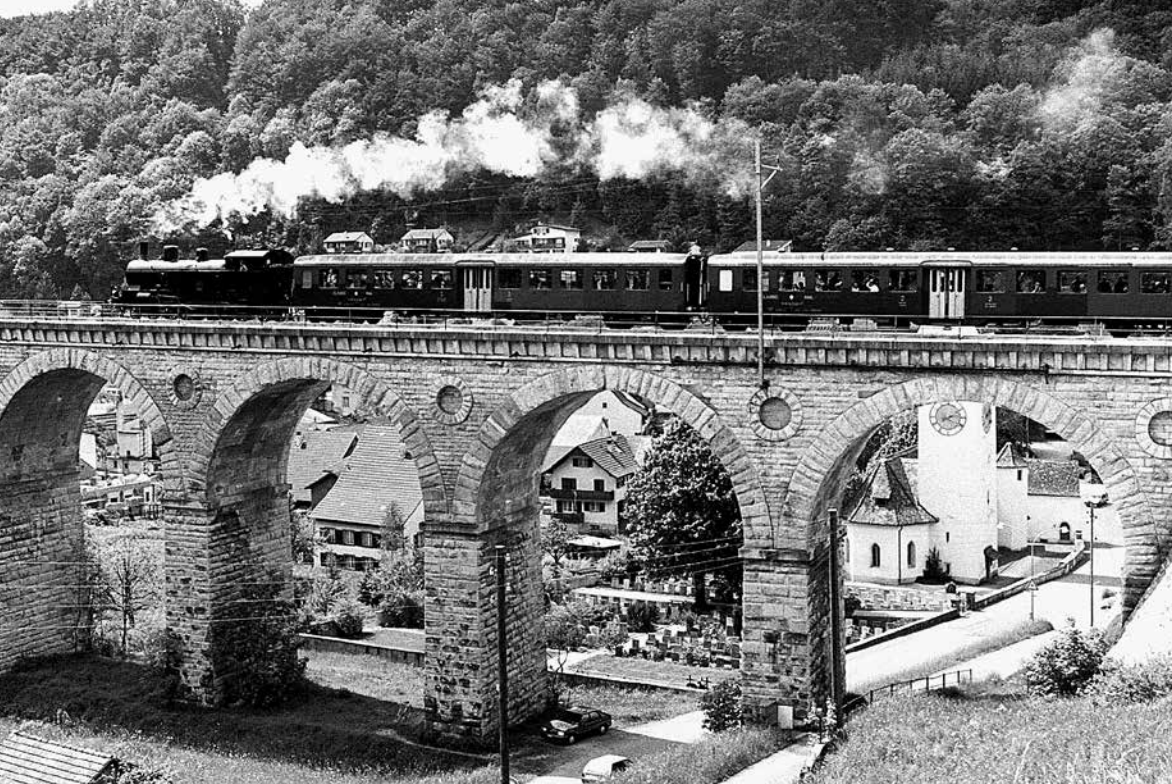
Nun, vielleicht dachte Texter Geldof dabei auch eher an den Geist von Weihnachten, der fehlte, an die Grosszügigkeit und das, was die Festtage mit sich bringen: Essen, Wärme und Geschenke. Halten wir ihm das in weihnächtlicher Stimmung zugute.

Allerdings lagen Missverständnisse auf der Hand, auch bei der von U2-Bono inbrünstig vorgetragenen Songzeile «Well tonight thank God it's them instead of you!» Wir können nur hoffen, dass diese ironisch gemeint war. Trotz der Kritik sang Bono exakt das Gleiche noch mal 20 Jahre später – erst für Band Aid 30 änderte er im Jahr 2014 die Songzeile in «Well tonight we're reaching out and touching you».

Wie auch immer, wenigstens etwas erreichte der Song: Er brachte Aufmerksamkeit. In einer Zeit, als soziale Medien noch nicht existierten, vermochte er den Blick auf die Hungerkrise von Äthiopien zu lenken, auf die «world outside your window». Teenager, die sich sonst keinen Deut darum scherten, was auf der südlichen Erdhalbkugel abging, waren plötzlich zu Hunderttausenden ergriffen.

Und doch bleibt am Ende davon nicht viel übrig. Am Schluss war das, was «Do they know it's Christmas?» erreichte, nicht viel mehr als ein Pflästerchen auf eine zu grosse Wunde – immerhin war der Bandname dementsprechend treffend gewählt.* tageswoche.ch/+c29mo x

* «Band Aid» bedeutet neben «Hilfe einer Band» auch schlicht Pflaster.



So sieht die Zukunft aus: Nostalgiezüge zuckeln über das Viadukt.

FOTO: KEYSTONE

Zeitmaschine

Einst warf das «Läufelfingerli» die Pferdefuhrwerke aus dem Rennen, nun sollen es Autobusse ersetzen.

Ein Bähnlein mit Geschichte

von Martin Stohler

Das «Läufelfingerli» gehört seit langer Zeit zum Erscheinungsbild des Homburgertals. Jetzt droht es aus ihm zu verschwinden. Gebaut wurden seine Geleise Mitte des 19. Jahrhunderts von der Schweizerischen Centralbahn als Teil der Linie Basel–Olten.

Diese Verbindung entstand in Etappen. Am 1. Juni 1855 erfolgte die Jungfernfahrt von Basel nach Sissach. Am 1. Mai 1857 wurde die Strecke bis Läfelfingen eröffnet. Und ein Jahr später wurde auch das letzte Stück von Läfelfingen nach Olten mit dem 2495 Meter langen Hauenstein-tunnel in Betrieb genommen.

Der Hauenstein war nicht das einzige Naturhindernis, das überwunden werden musste, damit die Bahn durchs Tal dampfen konnte. Bei Rümlingen, wo sich die Talflanke nach Häfelfingen hin öffnet, musste ein steinernes Viadukt von 25 Metern Höhe und einer Länge von 128 Metern errichtet werden, um die Lücke in der Landschaft zu überbrücken.

Neben dem Bahnhof in Olten und jenem in Sissach verfügte die Bahn über Bahnhöfe in Sommerau und in Läfelfingen. Dass Letzteres zum Namenspatron des Zügleins wurde, mag erstaunen, steht dort doch keineswegs der Endbahnhof der Strecke.

Der Mentalitätshistoriker wird darin ein Indiz dafür sehen, dass im 19. Jahrhundert für den Baselbieter aus dem Homburgertal die Welt – trotz Strassen- und Bahnanschluss ans Mittelland – am Hauenstein endete. Auf der anderen Seite des Passes schien man mit dieser Sicht der Dinge keine Probleme zu haben; offenbar hat sich auch in Olten der Baselbieter Name für das Züglein eingebürgert.

Strecke von nationaler Bedeutung

1882 erhielt die Strecke durchs Homburgertal und damit auch das «Läufelfingerli» nationale Bedeutung: Mit der Eröffnung des Gotthardtunnels in jenem Jahr wurde es Teil des Schienenverkehrs, der die Schweiz nun mit Italien verband. Damit stieg auch die Zahl der Personen- und Güterzüge, die durchs Tal dampften.

Um das wachsende Verkehrsaufkommen besser bewältigen zu können, sahen sich die SBB Anfang des 20. Jahrhunderts gezwungen, eine zweite Verbindung von Sissach ins Mittelland zu schaffen. Es wurden verschiedene Varianten erwogen. Gebaut wurde schliesslich von 1912 bis 1916 die Strecke Sissach–Gelterkinden–Olten, die bei Tecknau im 8134 Meter langen Hauensteinbasistunnel verschwindet.

Späte Elektrifizierung

Damit verlor die Bahnlinie Sissach–Läfelfingen–Olten an Bedeutung. Dies zeigte sich auch bei der Umstellung von Dampf- auf Elektrolokomotiven. Während die Linie über Gelterkinden wie die meisten Schweizer Bahnlinien bereits in den 1920er-Jahren elektrifiziert wurde, ging die Dampf-Ära im Homburgertal erst am 2. Oktober 1953 zu Ende.

Auch ohne rauchende Lokomotiven war das «Läufelfingerli» noch in den 1960er-Jahren nicht aus dem Alltag des Tals wegzudenken. Bahnglocken kündeten die nahe Einfahrt des Zügleins an, und seine Pfliffe bei den unbewachten Bahnübergängen waren weitherum zu hören. Wer den Fahrplan einigermaßen im Kopf hatte, wusste auch ohne Uhr, wie spät es war, wenn das Bähnlein vorbeifuhr.

Zu den Bahnhöfen in Sommerau und Läfelfingen, wo jeweils der Vorstand mit der Kelle das Zeichen zur Abfahrt gab, waren 1916 auch Haltestellen mit Warteraum und Billettverkauf in Rümlingen und Buckten hinzugekommen.

In Buckten war für Letzteren Frau Gisin zuständig, die mit ihrem Mann und ihrer Tochter in einem sogenannten Bahnwärterhaus vis-à-vis der Haltestelle wohnte. Jeweils zehn, zwölf Minuten, bevor das «Läufelfingerli» fahrplanmässig eintraf, ging sie ins Haltestellenhäuschen und öffnete den Billettschalter.

Irgendeinmal hing dann ein Billett-automat im Warteraum und der Schalter blieb für immer geschlossen. Weitere Sparmassnahmen folgten: Die Zeit der «Selbstkontrolle» ohne Kondukteur begann, der Fahrplan wurde ausgedünnt. Und nun droht dem Bähnlein gar das Aus.

Geht es nach dem Willen der Baselpolizei-Regierung, soll der Personenverkehr im Homburgertal und von Läfelfingen nach Olten ganz von der Schiene auf die Strasse verlagert werden.

Ein solches Ende des «Läufelfingerli» wäre nicht ohne bittere Ironie, hat es doch seinerzeit die Pferdefuhrwerke aus dem Rennen geworfen. Der Niedergang des Zügleins begann allerdings nicht erst gestern. Er setzte ein, als sich immer mehr Leute im Homburgertal ein Auto kauften und die Bahn an Attraktivität verlor.

Im Übrigen werden auch weiterhin Züge durchs Homburgertal rattern. Selbst wenn die SBB den Personentransport auf der Linie Sissach–Läfelfingen–Olten einstellen sollten – für den Gütertransport wird sie auch künftig genutzt werden.

tageswoche.ch/+wx8co

x

Ein Unterländer, Lärchen, Kronleuchter, Konfitüre und Dampfbad. Das alles zusammen ergibt: Glück.

Im verschneiten Engadin den Ruhepuls finden

von Andrea Fopp

Als Churerin mit Davoser Bürgerrecht wird man ein bisschen grummelig, wenn die Unterländer ein mehrstimmiges Loblied auf das Engadin anstimmen, nur weil: Nietzsche. Segantini. Thomas Mann. Gut, Letzter war wenigstens auch in Davos und dort ist es auch super, imfall. Und doch bin ich, seit ich einen dieser Unterländer näher kenne, schon einige Male im Engadin gewesen.

Abgesehen davon, dass ich dort um Verwandtenbesuche herumkomme (so schön ist Davos dann auch wieder nicht), habe ich auch realisieren müssen, wie gut Luxus tun kann. Die Glücksforschung weiss schon lange: Geld allein macht nicht glücklich; Erlebnisse, die Geld kosten, aber schon – etwa Zeit für sich.

Weil das stimmt, schenken mein Unterländer und ich uns zu Geburtstag und Weihnachten Wochenendausflüge. An diesen geben wir die Kinder weg und das Geld, eben, aus – für teure Hotels in schönen Landschaften. Denn in schöner Umgebung entspannt man sich besser.

Also ab nach Pontresina: Um unseren Energieverbrauch zu minimieren, nehmen wir brav die SBB nach Chur und von dort die Rhätische Bahn, der Albulastrecke entlang. Diese Strecke möchte ich heiraten. Es ist so schön, wenn sich das Bähnchen die Berge hinauf windet, über den Landwasserviadukt und Hochebenen vorbei an Felsen, Dörfern und verschneiten Wäldern. Nur die Touristenführerinnen-



Heiliger Bimbam, was sind wir verwöhnt. Das Hotel Saratz.

FOTO: © SARATZ

stimme müsste man abschaffen, die aus den Boxen kommt und uns mit Details zum Unesco-Welterbe belästigt.

In Pontresina logieren wir im Hotel Saratz. Das Kerngebäude steht seit 1865, man sitzt unter Kronleuchtern an gestuckten Decken und blickt aus Jugendstilfenstern auf die verschneiten Lärchen. Dazu bestreicht man sein Gipfali mit hausgemachter Konfi, welche die Glückshormo-

ne zum Tanzen bringt. Sie finden, Marmelade sei nun wirklich nichts Spezielles? Dieses Apfel-Marroni-Gemisch schon.

Wer richtig, richtig ausgepumpt ist vom Leben, kann nach dem Frühstück direkt im Hamam oder der Sauna schwitzen und sich danach auf die Liegestühle mit Bergblick legen. Wir schieben aber noch eine kleine Wanderung dazwischen. Dafür gehts per Bus zur Standseilbahn Muottas Muragl, um mit zig anderen Unterländern und gefühlt zehn Hunden auf 2500 Meter hochzufahren. Von dort spazökeln wir an der Segantinihütte vorbei zurück bis nach Pontresina. Wenn viel Schnee liegt, empfiehlt sich dagegen der gepfadete Philosophenweg.

Nach etwa drei Stunden sind wir bereits wieder zurück im Hotel. Es soll uns Recht sein, so haben wir Zeit für ein Gesicht voll Sonne auf der Terrasse, zwei Durchgänge im Hamam, eine Mütze Schlaf im Bett und danach noch einen ausgiebigen Apéro am Cheminée.

So stellt sich das ein, wofür man so viel bezahlt hat: Der Ruhepuls sinkt, die Heiterkeit steigt.

tageswoche.ch/+ynwdx

×

Anfahren

Mit den SBB nach Chur, von dort weiter mit der RhB der wunderbaren Albulastrecke entlang.

Ausspannen

Im Hotel Saratz, das ist so was von empfehlenswert.

Ausschreiten

Auf Muottas Muragl. Meine geschätzte Schwiegermutter, ihres Zeichens ebenfalls Unterländerin, schwört auf das Val Roseg. Ich selber war nie dort, aber in landschaftlichen Sachen ist auf sie Verlass (und auch sonst).

Aufessen

Im «Pitschna Scena», dem bodenständigeren von zwei Restaurants im Hotel Saratz. Es hat viel Holztäfer und viel feines (auch regionales) Fleisch.

Ausschlecken

Die hausgemachte Konfi am Frühstücksbuffet, vor allem die mit Apfel und Marroni.

Abgehen

Wenn Sie wirklich Action brauchen, können Sie in Pontresina Skifahren, Schlittschühlen, Schlitteln, Eisklettern, Skitourlen und Langlaufen.

Kreuzworträtsel

Täfel	zweitgrösster Fluss Südamerikas	5	sie quakt gerne	Basler Bahnhof (St.)	Sonderv.-zone Chinas (Ort der Casinos)	grosse Eulen mit kräftigen Krallen	Baustoff (Gebäude)	Ich	10	Basler Künstlerin (Bettina)	eine Art Vorwort
					braun-violettes Gemüse						
Raumtemperatur, Abk.			grosse Märchengestalt	4	Personalpronomen		dich, wie Spanier sagen	K.h. = er bereitet Speisen zu		Umlaut	
					er schreibt z.B. Bücher			chin. Dynastie	Pfeil und er		6
Verzierung	chem. Zeichen f. Indium			weibl. Brust				Schweiz: zweisprachige Stadt			
engl. Vorname		1						franz.: man		Autokennzeichen v. Pruntrut	
Schweifstern	verkochte Früchte		er und Struppi (Comic)					Ergebung	häufiger chin. Familienname		
									9		
braucht es im Pass für gewisse Länder	starker, so gehegter Wunsch		Umlaut					Bühnenstück, Trauerspiel	taillierter, knielanger Wintermantel	Top-Level-Domain von Argentinien	
								Flöte spielender Hirtengott			
die ... Basel: Alma Mater a. Rheinknie	Zufluss d. Mekong	7	das des Kolumbus		grosser Knochenfisch	Vogel m. langen Beinen	dickflüssiges Fruchtkonzentrat	Eingang	schlimm		
			Haushalt (wirtsch.) Johnny, Schauspieler			Eisen in einer Legierung				wo Vögel Eier legen	freundlich
südamerik. Indianer				Rauschgift				r...en = schnell gehen		8	
			engl.: Ohr			weibl. Vorname		man trinkt ihn weltweit			
sie lockert Erde, hilft Bauern	mittels		kurz f. Europ. Patent		Schweizer Stadt und Bistum	3		gibt's die Post in Basel bald nicht mehr?			
Spitze eines Mastes		2		Ausdruck des Erstaunens		mitreisender Schwung		Dreifachkonsonant			

HIER
KÖNNTE
IHR INSERAT
STEHEN

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

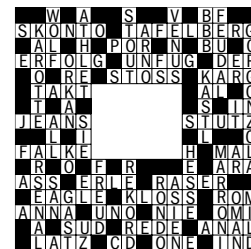
MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (1.- SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 30.11.2016. Lösungswort der letzten Woche:
REHPFEFFER



ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin:
Adelia Gambino



Auflösung der Ausgabe Nr. 47

Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 48;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Spitalstrasse 18,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Christian Degen
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Gabriel Brönnimann
(Leiter Region),
Tino Bruni (Produzent),

Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck,
Yen Duong, Andrea Fopp,
Elin Fredriksson (Praktikantin),
Naomi Gregoris, Stefan Kempf,
Simone Janz (Praktikantin)
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel

Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektur
Yves Binet, Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Laura Schwab,
Martin Stohler,
Dominique Thommen,
Jakob Weber
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch

Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 120 Franken pro Jahr
Enthusiast: 220 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG,
Aarau
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel



**Klettern Sie mit Joseph (13)
in die Mine. Dort ist
Ihr Arbeitsplatz.
50 Meter unter der Erde.**

Gemeinsam bringen wir Kinder aus Goldminen
in Sicherheit: **Jetzt auf www.tdh.ch/spenden**



Terre des hommes

Kinderhilfe weltweit.

tdh.ch



KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

DRINGEND NEUER LEBENSPLATZ FÜR ÄLTERE KATZE (11) GESUCHT

Nach einem Todesfall im Freundeskreis suchen wir dringend einen neuen Lebensplatz für Nala, eine ältere, aber gesunde, liebe Katzendame. Nala ist sich Auslauf gewohnt und kann nicht als reine Wohnungskatze gehalten werden. Sie ist Hunde gewohnt.

AUFBEWAHRUNGSBOX VON WEDOWOOD DENMARK

Kleine Gebrauchsspuren, Masse des Stauraums: B 32 cm, H 14 cm, T 30.5 cm, Seitenteile aus Holz (Bambus), Unterteil und horizontal verschiebbarer Deckel (blau, laminiert), hochwertig verarbeitet, nachhaltig hergestellt.
Neupreis: ca. Fr. 250.–.
Verhandlungsbasis: Fr. 125.–.

FLEISCHFONDUE-SET GRATIS ABZUGEBEN

Sechsteiliges Fleischfondue-Set gratis abzugeben. Muss im Kleinbasel abgeholt werden

BÜRO, ZENTRAL UND RUHIG, NÄHE SPAENTOR/UNI

Unsere Bürogemeinschaft (Architektur und Werbeagentur) sucht per 1. März 2017 oder nach Vereinbarung ein weiteres Mitglied, weitere Mitglieder. Dein zukünftiges Büro ist 26 m² gross und mit Einbauschrank, Beleuchtung, Kabelkanal, Lamellenstoren ausgestattet. Bei den Nebenkosten sind die Reinigungspauschale und Internet eingerechnet. Zur Mitbenutzung steht ein Sitzungszimmer (26 m²), Lounge mit Bibliothek (30 m²), Atelier/Archivraum (40 m²), WCs und Garten zur Verfügung.
Miete: Fr. 650.– monatlich.

MEERSCHWEINCHEN UND KÄFIG

Wir suchen zwei junge Meerschweinchen und einen Käfig für drinnen.

MATRIX RAITO-WOLLSCHAL

Neuwertig, 2 x getragen, Design: Matrix Basel; Masse: 66 x 160 cm; Material: 100% Wolle; Produktion: Siebdruck; Spezialität: handrouliert; Farben: Aubergine, Koralle; hochwertiges Material, hochwertige Verarbeitung.
Neupreis: Fr. 284.–.
Verhandlungsbasis: Fr. 240.–.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

STUDENTENJOB DATENMANAGER

Aufgabenbeschreibung:

- Du unterstützt das Team bei der Erfassung und Verarbeitung von grossmengigen Kundendaten mit Hilfe unseres jacando-Systems.
- Du koordinierst aktiv Rückfragen in unserem Team und unterstützt das Business-Team bei der Bearbeitung von Geschäftsfällen.

Anforderungsprofil:

- Du bist in einem Pensum von mind. 40 Stunden im Monat (10 h / Woche) an unserem Standort in Basel verfügbar – ideal als Student vor Ort.
- Du lässt Dich durch ein innovatives Start-up begeistern.
- Du sprichst Deutsch als Muttersprache und hast gute Kenntnisse der französischen oder englischen Sprache.